

[einzelne Projekte]

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Solothurnische Geschichte**

Band (Jahr): **67 (1994)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Abb. 1: Diese 1579 datierten Schnitzereien zierte wahrscheinlich einst das Abschlussgesimse des Chorgestühls.

Solothurn, Franziskanerkirche, Bauuntersuchungen

Im Herbst 1993 begannen die Vorarbeiten zur Gesamtrestaurierung der christkatholischen Kirche, der ehemaligen Kirche des Franziskanerklosters. Die Kirchenbänke, die Orgel und das Chorgestühl wurden demontiert. Unter dem Podest des Chorgestühls, das gegenüber dem Chorboden um drei Stufen erhöht lag, aber auch hinter der Rückwand kamen Unmengen von Bau- und Abbruchschutt zum Vorschein. In diesen lagen einige interessante Funde, die vorsichtig geborgen, gereinigt und zum Teil auch schon bearbeitet wurden.

Schnitzereien von 1579

Augenfällig waren zahlreiche Bruchstücke von farbig bemalten Schnitzereien aus Nussbaumholz (Abb. 1). Dabei handelt es sich höchstwahrscheinlich um Fragmente von Dekorationen, die einst das Abschlussgesimse über dem Chorgestühl zierte. Die reich instrumentierten Schnitzereien mit Motiven aus der Tier- und Pflanzenwelt sind eng verwandt mit den Verzierungen, die jeweils die Chorgestühle seitlich abschliessen (Abb. 2, 3, 4, 5). Aufgrund von schriftlichen Quellen kann die qualitativ hochstehende Arbeit der Werkstatt von Sebastian Tremp zugeschrieben werden.

Fensterscheiben aus sechs Jahrhunderten

Zahlreiche Glasscherben, die im Verlauf der Jahrhunderte hinter das Chorgestühl gefallen sind, geben uns wichtige Aufschlüsse über die Verglasung der Chorfenster. Die ältesten Stücke aus dickem, grünlichem Glas sind mit Masswerkdekorationen bemalt

(Abb. 7). Sie stammen noch aus dem 15. Jahrhundert. Aus allen folgenden Jahrhunderten sind teilweise ganze (runde, achteckige, rautenförmige und hochrechteckige) Scheibchen erhalten geblieben. Geschmiedete Windstangen und Bleiruten ergeben Anhaltspunkte zu alten Montagetechniken. Ein grösseres Bruchstück einer farbigen Wappenscheibe stammt aus dem 16. Jahrhundert (Abb. 6).

Stuckfragmente aus dem 17. Jahrhundert

Einige grössere Stuckfragmente mit schwungvoll modellierten Blatt- und Spiraldekorationen kamen sowohl unter dem nördlichen als auch unter dem südlichen Chorgestühl zum Vorschein. Sie stammen allem Anschein nach von einer üppigen Rahmung (zu einem Epitaph?). Es fehlt an direkt verwandten Vergleichsbeispielen, so dass nur eine Grobdatierung in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts vorgenommen werden kann (Abb. 8). Vielleicht gehören die Fragmente in die Phase nach 1655, als das Chor mit einem neuen, vom französischen König Ludwig XIV. gestifteten Hochaltar ausgestattet wurde.

Einzelfunde

Zu den Einzelfunden gehören neben wenigen Bruchstücken von spätgotischem Masswerk aus Sandstein auch Teile von Ziegeln, Backsteinen und Bodenplatten sowie profilierte Leisten und Gesimsstücke aus Holz. Viel von diesem Material dürfte ungewollt hinter das Chorgestühl gefallen sein. Dazu gehören sicher auch der kleine Schlüssel und die Angelstange, die zum Herunterziehen von Ampeln gedient haben mag. Schliesslich hat auch ein Gipser eines seiner Werkzeuge verloren, das in seiner zweckmässigen Einfachheit als Rarität wirkt (Abb. 9).



Abb. 2–5: Schnitzereien an den seitlichen Abschlüssen der Chorgestühle. Die Verwandtschaft mit den teilweise nur noch fragmentarisch vorhandenen Schnitzereien von 1579 (Abb. 1) ist offensichtlich.





Abb. 6: Bruchstück einer Wappenscheibe aus dem 16. Jahrhundert. Zu erkennen ist das Wappen der Familie Wallier.



Abb. 7: Fragment der Masswerkverglasung aus dem 15. Jahrhundert.

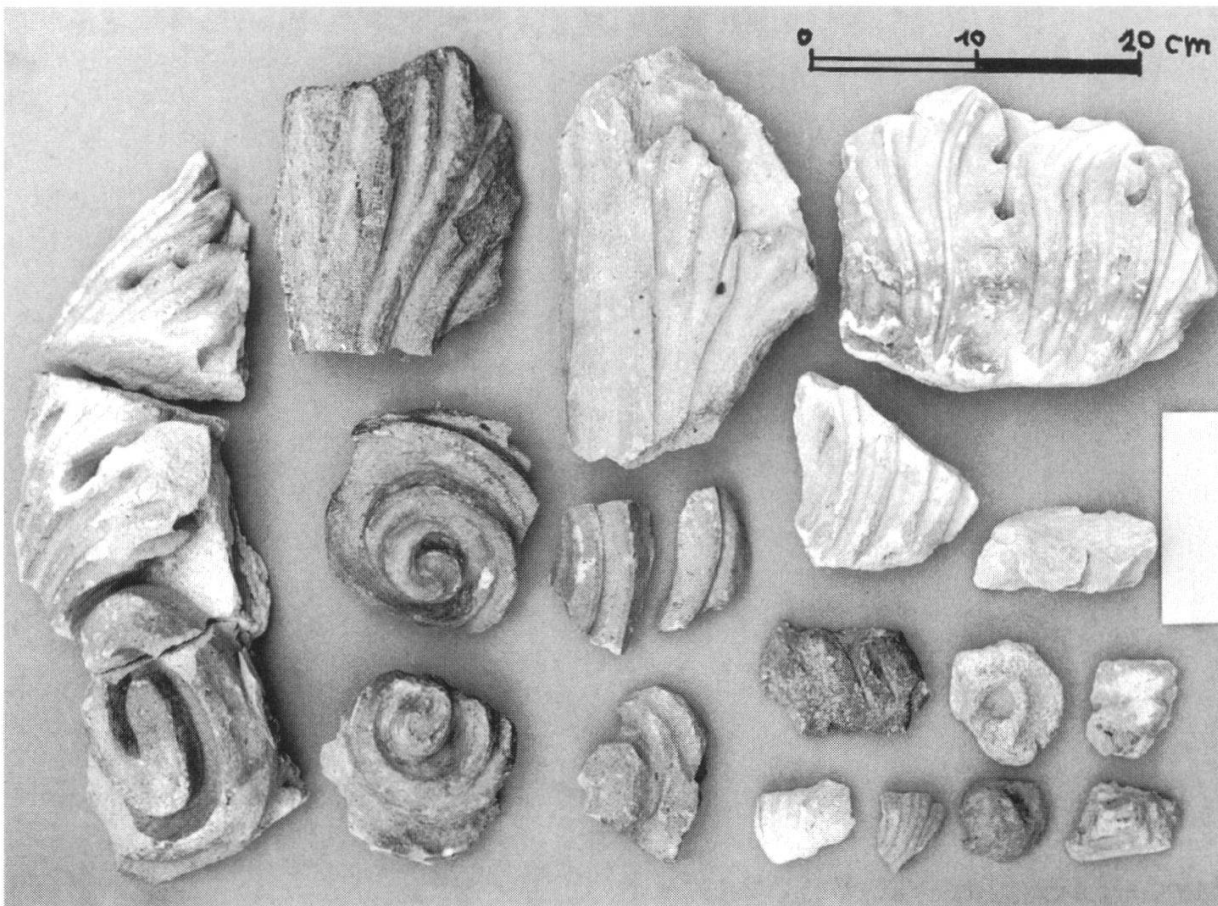


Abb. 8: Kräftig modellierter Stuck (von einer Epitapheinrahmung?).

Weitere Funde sind während den nun laufenden Renovationsarbeiten zu erwarten. Sie werden neben Beobachtungen am Bau dazu beitragen, dass wir uns ein lebendigeres Bild von der Geschichte der Kirche machen können als bisher.

M.H.

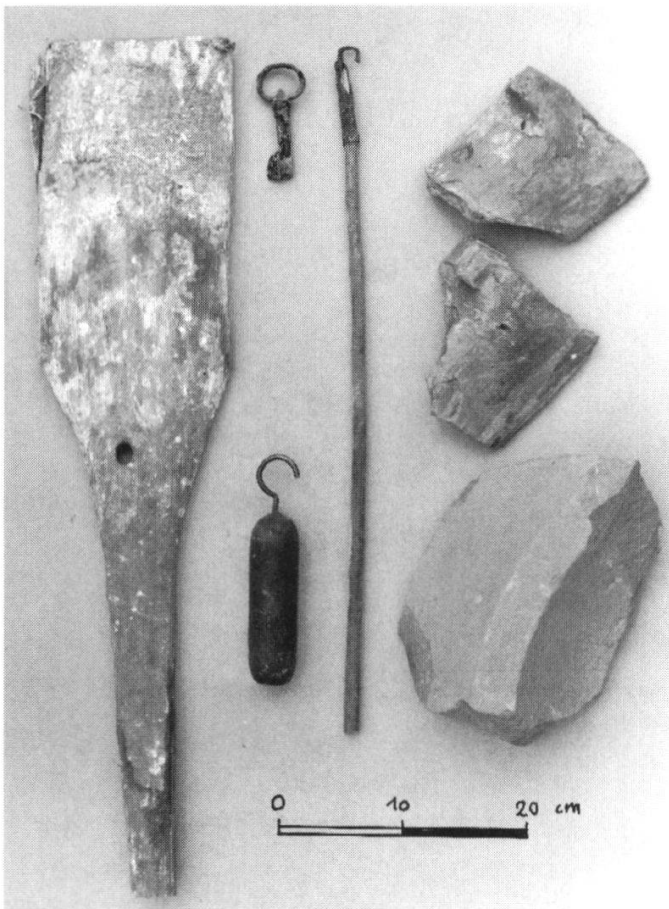


Abb. 9: Repräsentativer Querschnitt der Gruppe von Kleinfunden.



Abb. 1: Solothurn, Palais Besenval, Südseite. Im Keller des Südflügels, unter der rechten Hälfte der Südfassade, befinden sich Turmreste zur unteren Schiffflände.

Solothurn, ehemalige untere Schiffflände

Im Dezember 1993 wurde der Kellerraum unter dem Südflügel des Palais Besenval (Abb. 1) saniert und als Depotraum neu hergerichtet. Bei der Bodenerneuerung konnten weitere Teile jenes Turmes freigelegt werden, durch den einst das Tor der unteren Schiffflände führte (vergl. JbSolG. 63/1990, Seite 158 – 163). Offensichtlich handelte es sich bei diesem Teil der aareseitigen Stadtbefestigung um einen stadtseitig offenen Schalenturm. Neu erfasst wurde ein rund 3,2 Meter langes Stück seiner Westmauer. Sie ist etwas über 140 Zentimeter stark, mehrheitlich aus Bruch- und Bollensteinen und mit einem harten Kalkmörtel aufgeführt. Die nördliche Stirnseite des Mauerstücks besteht aus sorgfältig gefügten Kalksteinquadern, von denen derjenige nach der Turminnenseite eine markante, 25 x 30 Zentimeter messende, rechtwinklige Ausnehmung aufweist (Abb. 2, 3). Der Turm war also wahrscheinlich nach der Stadtseite mit einer Holzwand oder einer Riegkonstruktion verschlossen.

Nach der zeichnerischen und fotografischen Dokumentation wurde der Turmrest mit Kies wieder zugeschüttet. Ein vorerst vorgesehener Teilabbruch

konnte aufgrund der Intervention der Denkmalpflege verhindert werden. Eine kleine Niveaudifferenz und eine Rampe im Bodenbelag waren nötig, um diesen wichtigen Zeugen der Solothurner Stadtbefestigung der Nachwelt zu erhalten.

M.H.



Abb. 2: Mauerreste der Turm-Westwand, Fundzustand. Ansicht von Nordwesten.

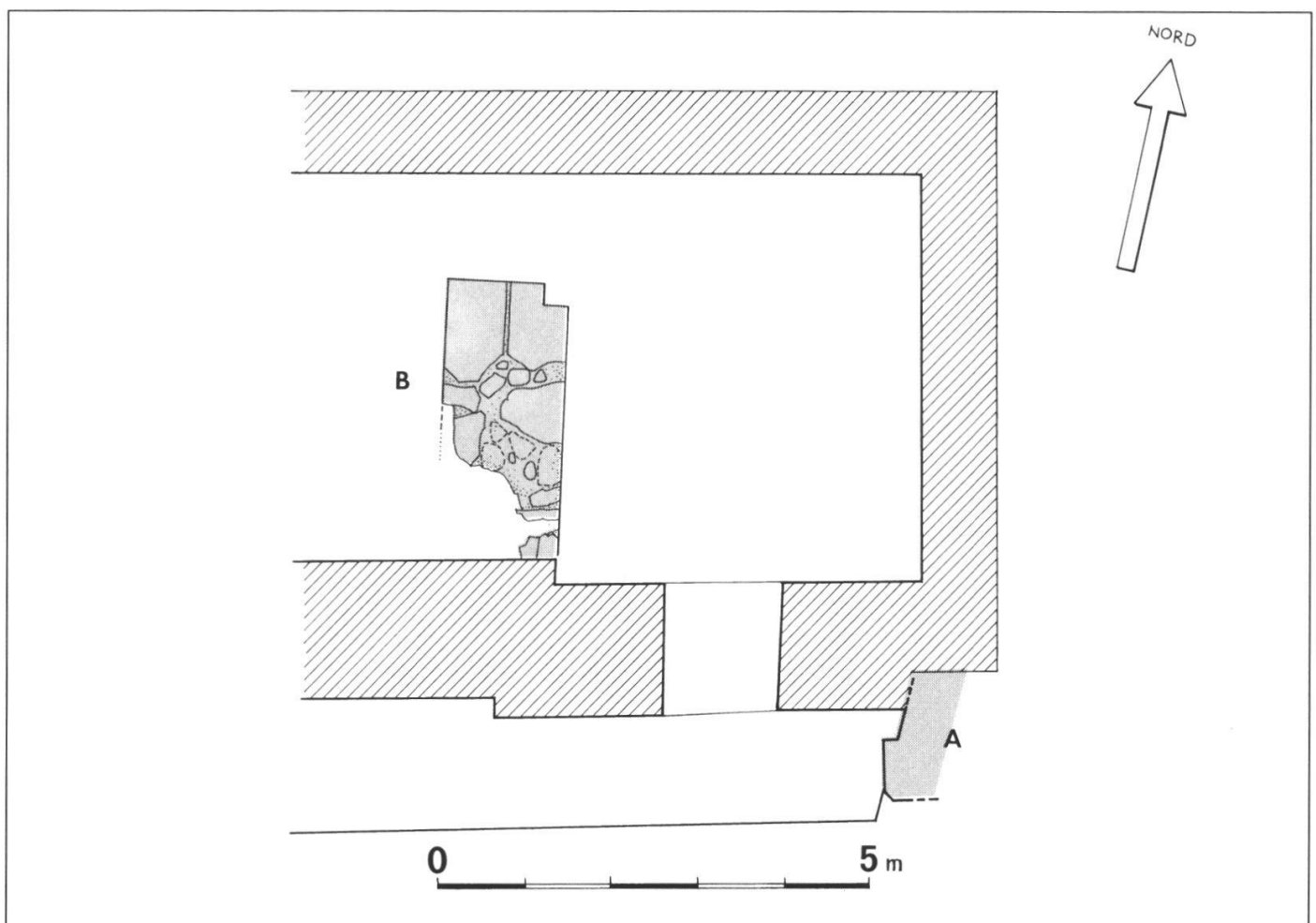


Abb. 3: Grundrissplan über die Ostpartie des Kellers unter dem Südflügel des Palais Besenval. Schraffiert die Kellerumfassungsmauern.
A = das 1988 untersuchte Portalgewände zum ehemaligen Turm, B = Reste der Westmauer, 1993 untersucht.



Abb. 1: Die beiden Häuser Theatergasse Nr. 14 (rechts) und Nr. 16 (links).

Solothurn, Theatergasse 16

Im Winter 1992/93 ist das schmale und unscheinbare Haus westlich des Stadttheaters umgebaut und einer neuen Nutzung angepasst worden (Abb. 1, 2). Es gehört der Einwohnergemeinde Solothurn, war bisher an Private vermietet und dient nun dem Stadttheater als Nebenbau. Statt der stockwerkweise getrennten Wohnungen sind nun Garderoben, Schminkzimmer und Aufenthaltsräume für die Schauspieler entstanden, dazu Büros für die Verwaltung des Theaters. Der durchgreifende Umbau (Abb. 4) ermöglichte einige Einblicke in die Bauge-schichte, die, wie üblich, dank des historischen Grundbuchs mit der Besitzergeschichte verknüpft und ergänzt werden konnte.

Besitzergeschichte

Mit Hilfe archivalischer Quellen können die Besitzer lückenlos bis ins Jahr 1620 zurückverfolgt werden. Das damals gegen Westen frei stehende Haus stiess im Osten direkt an die alte «Münz» an und gehörte den *Erben des Jungrats Benedict von Steinbrugg sel.*, namentlich Ursula von Steinbrugg, verheiratete Karli (RM 124/1620/528 f.). Die unüberbaute Parzelle westlich des Hauses wechselte 1621 die Hand und wurde in der Folge mit dem heutigen Doppelhaus



Abb. 2: Die Südfassade nach der Restaurierung.

Theatergasse 14, das sich aus Vorderhaus/Hof/Hinterhaus zusammensetzte, bebaut (RM 125/1621/ 156, 209). In diesem Zusammenhang kam es zu einer Klage der Familie von Steinbrugg, die nun mit der unangenehmen Tatsache konfrontiert war, dass sieben Fenster in ihrem westlichen Giebel «verschla-chen» (verschlossen) werden mussten (RM 125/1621/315 f.). Der Rechtsstreit vor dem Rat fiel zu Ungunsten der Familie von Steinbrugg aus, da der frühere Besitzer der westlichen Nachbarparzelle, der Stadtschreiber Viktor Haffner, den Nachweis er-brachte, dass die Fenster seinerzeit gegen den Willen seiner «Frauw Schwieger» (Schwägerin oder Schwiegermutter?) eingesetzt worden seien. Trotz dieses Rechtsspruchs entbrannte der Streit um die Fensterrechte drei Jahre später, 1625, nochmals (RM 129/1625/29,53,108). Hausbesitzer war damals *Hans Ludwig von Steinbrugg*, ein Bruder Benedicts. Es blieb aber beim alten Urteil, und eine Beilegung des Streits wurde erst dadurch erreicht, dass der Besitzer des westlich angebauten Hauses Theatergasse 14, *Anton Haffner*, das von Steinbrugg-Haus erwarb. Er blieb indessen nur einige Monate Besitzer und ver-kaufte es dann weiter an *Konrad Reinhart* (GP 1624–1629,71), der darob in ernsthafte Zahlungs-schwierigkeiten geriet (RM 134/1630/123). Offenbar liessen sich diese beheben, denn 1658 gelangte das

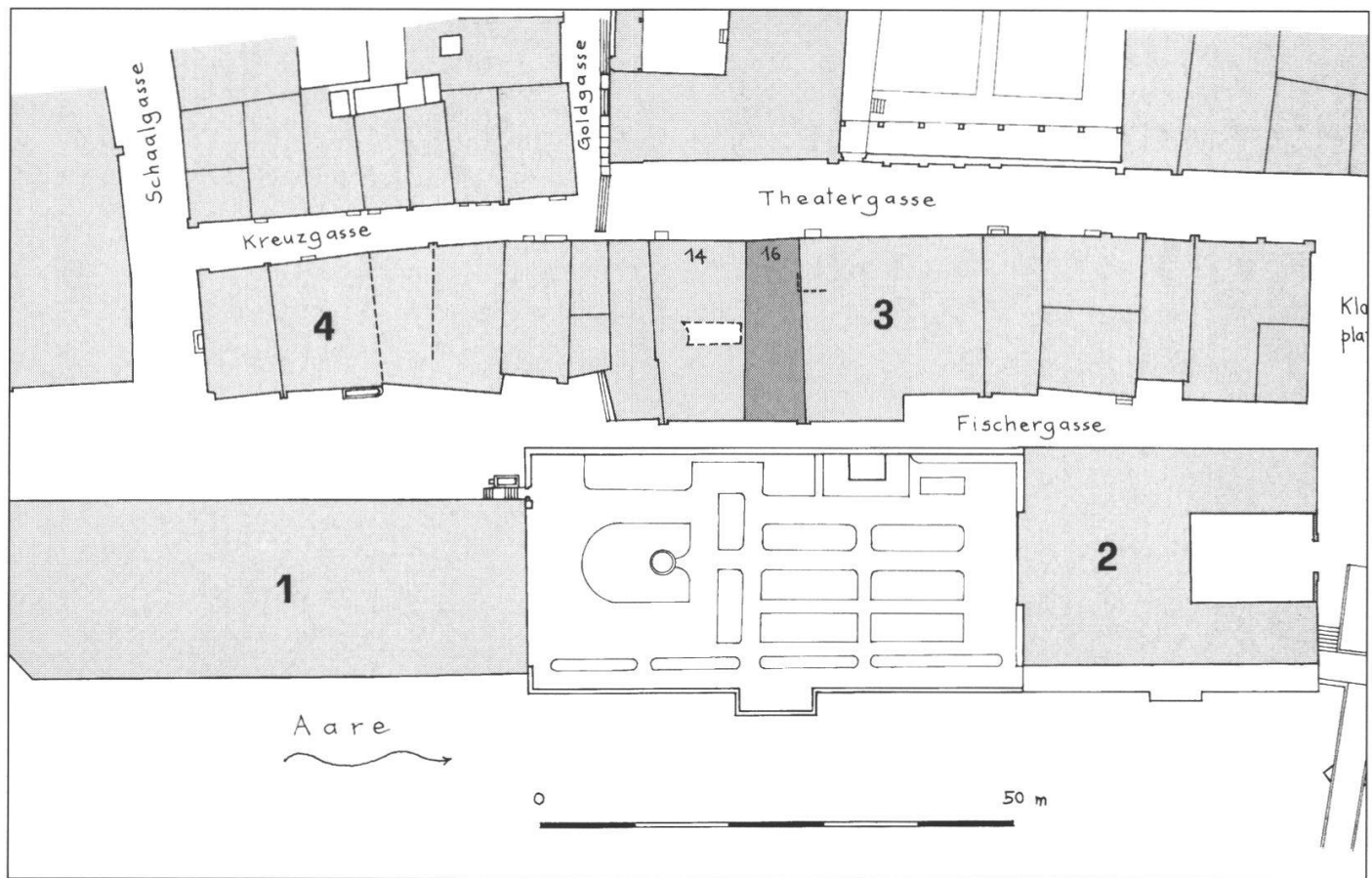


Abb. 3: Situationsplan Gebiet Kreuzgasse-Theatergasse/Fischergasse. Zustand um 1870, mit heute aktuellen Gassenamen.

1 Landhaus, 2 Palais Besenval, 3 Stadttheater, früher «Münz», 4 «Kreuz». Dunkelgrau gerastert das Haus Theatergasse Nr. 16, mitten in der lang gezogenen Häuserzeile mit ihrer auffallend unregelmässigen Südfront.

Haus in den Besitz seiner Erben, die es an *Urs Lüthi* verkauften (GP 1657–1659, 159; RM 162/1658/268, 325 f.). 1676 erwarb die «Obrigkeit» das Haus (RM 180/1676/358), und zwischen 1676 und 1700 gelangte es in den Besitz von *Wolfgang Byss* (RM 203/1700/385 ff.). 1726 war wieder eine Handänderung fällig. Der Stadtrat erwog den Kauf des Hauses zur Erweiterung des Gymnasiums, das in der Zwischenzeit in der ehemaligen «Münz», dem heutigen Stadttheater, entstanden war. Die *Byss-Erben* verkauften aber schliesslich an das Ehepaar *Urs und Anna Katharina Nünlist-Keller*, die die nächsten zwölf Jahre Besitzer blieben (GP 1725–1726, Bd. 6, 213–214 IT 1732–1733, Bd. 32, Nr. 43). 1734 erwarb die Witwe *Anna Margreth Rudolf-Wirz* das Haus, das nun für die lange Zeit von fast 150 Jahren, nämlich bis 1883, im Besitz dieser Familie blieb (GSt 1734–1736, Nr. 6; RM 237/1734/825. RM 262/1759/219 f., Beis. Prot. 16; GP 1759–1760, Bd. 21, 687–688; RM 263/1760/689, 1349; RM 265/1762/900 f.; GP 1734–1778, Bd. 26, 372; Kataster 1802; Grundbuch 1825; Hypothekenbücher ab 1838). Dann folgten als Besitzer:

1883–1892 *Viktor Wahl*, Negotiant und *Benedikt Fink*, Garnbucher

1892–1929 *Rosa Merki-Nützi geb. Hodler*

1929–1974 *Josef Ulmi-Wehrli*, Maler und Wirt in Biel (ab 1968 seine Erben) seit 1974 ist die *Einwohnergemeinde Solothurn* Besitzerin.

Balkendecken verraten den alten Hausgrundriss

Beobachtungen während den Umbauarbeiten lassen eine annähernde Datierung der ältesten Teile des heutigen Hauses zu. Die Balkendecken über dem Erdgeschoss und über dem 1./2. Obergeschoss sind alle von gleicher Machart. Die Balken sind fein profiliert (Abb. 5). Auf sie sind breite, glattgehobelte Blindbodenbretter verlegt. Die Decken sind mehrheitlich braunrot lasiert und erinnern stark an Vergleichsbeispiele in der Stadt Solothurn (Schaalgasse 16, um 1600/03, Löwengasse 14, 1606). Die Profilunterbrechungen an den Deckenbalken verraten die ursprüngliche Grundrisseinteilung, die Oberflächenbehandlung gibt Aufschlüsse zu den Raumfunktionen. Der langgezogene Hausgrundriss bestand demnach ursprünglich aus drei ungefähr gleich grossen Räumen. Je ein Zimmer lag hinten (Norden) und vorne (Süden); dazwischen existierte ein anfänglich noch von Westen her spärlich belichteter Raum, in dem die Küche und das Treppenhaus lagen (Abb. 8). Die südseitige Stubendecke war ursprünglich über

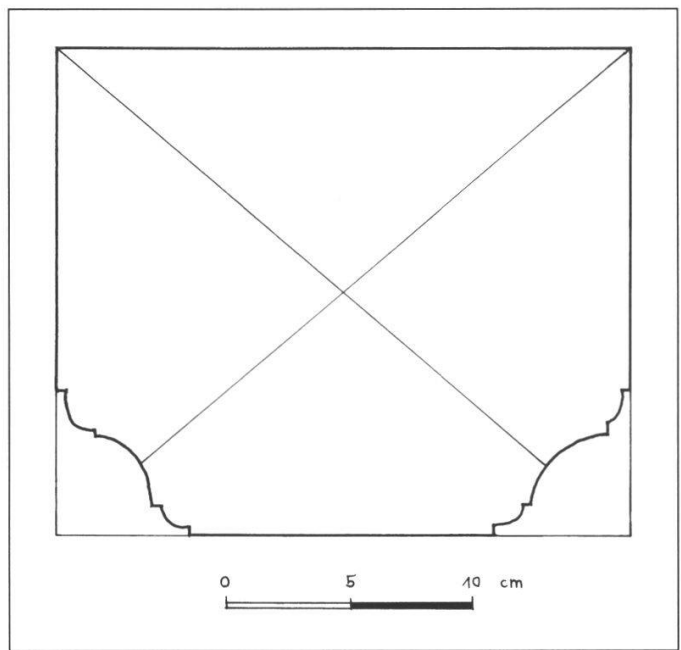


Abb. 5: Deckenbalken, Profilaufnahme.

Abb. 4: Blick ins Zentrum des Hauses. Im Vordergrund sind die Balkendecken für den Einbau des Liftschachtes entfernt, dahinter erkennt man die Treppeanlage aus dem 19. Jahrhundert.

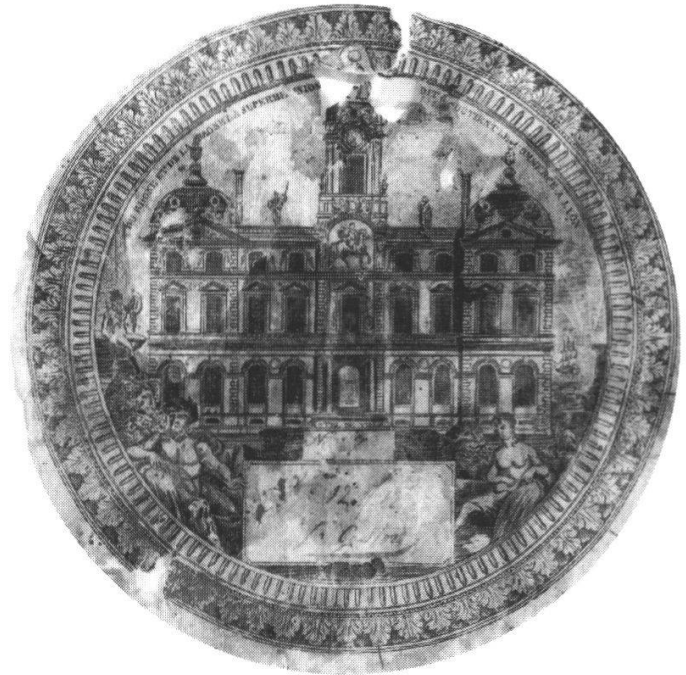


Abb. 6: Hutschachteletiketten, gefunden im zweiten Obergeschoss, wo sie an einer Trennwand in der südseitigen Stube aufgeklebt waren (um 1800).

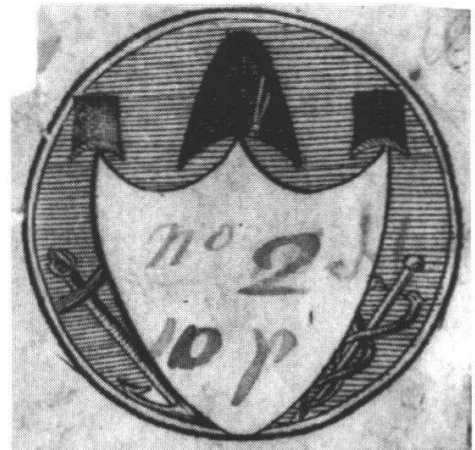
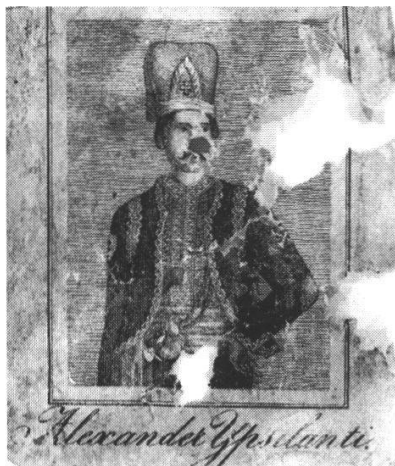




Abb. 7: Diese Münze lag neben anderen Kleinfunden (Abb. 8) im Sandbett auf dem Blindboden in der südseitigen Stube im zweiten Obergeschoss. Es handelt sich um eine dreiviertel Parpaiole aus dem Herzogtum Savoyen. Sie wurde in der Zeit zwischen 1504–1553 geprägt und benützt.



Abb. 8: Auswahl von Kleinfunden vom gleichen Ort wie die Münze (Abb. 7). Neben alltäglichen Gegenständen sind links oben Scherben von Trinkgläsern zu erkennen, die auf eine «feinere» Gesellschaft schliessen lassen. Rechts oben zwei typische Bruchstücke von Butzenscheibchen, darunter das Fragment einer farbigen (Wappen-?)Scheibe.

der braunen Lasur lackiert, bevor sie, wohl noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, eine bedruckte Holzmasertapete aufgeklebt erhielt. Die Wände trugen hier eine einfache Dekorationsmalerei, graue Bänder mit schwarzen Begleitlinien beim Deckenanschluss und mehrfarbige Girlanden darunter. Im Küchen-Treppenbereich waren die Balken verrusst und mehrfach überkalkt.

An die «Münz» angebaut

Das ganze Haus ist sekundär an die viel ältere «Münz», den Kernbau des heutigen Stadttheaters, angebaut worden. Zur «Münz» selbst waren ebenfalls gewisse Beobachtungen möglich, die durch die Kantonsarchäologie untersucht und dokumentiert wurden, da sie unter Boden lagen. Als wichtigstes Resultat darf die Feststellung gelten, dass die südliche Häuserzeile an der Theatergasse von Osten nach Westen gewachsen ist. Man darf also von der Annahme ausgehen, dass sie im Bereich des Stadtbachs nach einem mehrhundertjährigen Prozess mit der südseitigen Häuserzeile an der Kreuzgasse zusammengeschmolzen ist, die einen Wachstumsprozess von Westen nach Osten aufweist (Abb. 3), (vergl. auch Denkmalpflege im Kanton Solothurn, 1988, im JbSolG, 62. Band, 1989, Seite 262). Das könnte eine Erklärung für die unterschiedlichen südlichen Hausfluchten in diesem Bereich sein.

Funde

Die nur im kleinen Rahmen durchgeführte Bauuntersuchung erbrachte neben den Befunden zur Baugeschichte einige wenige Einzelfunde. Dazu gehören die Etiketten von Hutschachteln, die in der Zeit um 1800 an eine Zwischenwand aufgeklebt wurden. Sie können mit dem Hutmacher Ludwig Rudolf in Verbindung gebracht werden, der von 1775 bis 1826 Hausbesitzer war. Die Etiketten (Abb. 6) verraten, dass er wohl Halbfabrikate für seine Hutproduktion vorwiegend aus Lyon bezog.

In der südseitigen Stube im zweiten Obergeschoss wurden im Rahmen des Umbaus die alten Bodenbeläge entfernt. Unter diesen lag eine bis zu zehn Zentimeter hohe Sandschicht, die seinerzeit offenbar aus Brandschutzgründen eingefüllt worden war. Der zufällige Fund einer Münze (Abb. 7) gab den Anlass dazu, die ganze Einfüllung vor ihrer Entfernung zu durchsuchen. Weitere Münzen kamen zwar keine zum Vorschein, aber eine ganze Palette von Kleinfunden. Dazu gehören Bruchstücke von feinen Trinkgläsern, von Fensterglas aus verschiedenen Epochen, aber auch Haushaltgegenstände, Werkzeuge, Knöpfe und vieles mehr (Abb. 8).

Eine Aufarbeitung dieses Fundmaterials liess sich bisher noch nicht bewerkstelligen. M.H.



Abb. 1: Solothurn, Nordseite. Die drei mittelalterlichen Schalentürme im Burrisgraben, Zustand um 1835/40.

Solothurn, mittelalterliche Wehrtürme an der Nord- und Ostseite

Im Rahmen der Kunstdenkmäler-Inventarisierung wurden 1993 die mittelalterlichen Wehrtürme an der Nord- und Ostseite der Altstadt untersucht. Ohne an diesen Bauwerken irgendwelche Sondierungen vorzunehmen, beschränkten wir uns auf eine genaue Beobachtung. Zudem versuchten wir, die schriftli-

chen Quellen mit den baugeschichtlichen Fakten in Einklang zu bringen.

Schalentürme an der Nordseite

Im Nordabschnitt der Stadtbefestigung dominieren heute noch drei Schalentürme von unterschiedlichem Aussehen (Abb. 1). Gut mit Quellen in Verbindung zu bringen ist der mit einem spitzen Kegeldach abgeschlossene *Turm am Kosthaus*, am ehemaligen Kon-

ventgebäude des Franziskanerklosters (Abb. 2). Die Fassade dieses Turms konnte im Winter 1992/93 genauer studiert werden, als das ganze Kosthaus für eine Dachrenovation eingerüstet war. Viele Details, die aus Distanz kaum wahrgenommen werden konnten, liessen sich aus der Nähe beobachten und zum Teil klar deuten. Wir sind seither sicher, dass die beiden obersten Turmgeschosse mit den glatten Tuffquadern mit jenen Quellen in Verbindung zu bringen sind, die 1443/44 über grössere Bauarbeiten am «Thurn ze Barfuossen» berichten. Die endgültige Erscheinungsform von 1444 hat man sich folgendermassen vorzustellen: Im obersten Turmgeschoss, über dem Blendbogenfries, auf doppelt abgesetzten Konsolen existierten an der Stelle der heutigen Fenster breite Zinnenöffnungen. In den Zinnen dazwischen öffneten sich einst schmale hohe Schlitzscharten, die sich formal von den Schlüsselscharten (aus verschiedenen Zeiten?) in den vier Geschossen darunter unterscheiden (Abb. 3). Anfänglich besass der Turm kein Dach, seine Wehrplattform war offenbar direkt der Witterung ausgesetzt. In dieser Form erscheint er denn auch auf den verschiedenen Stadtprospekten des 16. und 17. Jahrhunderts. Erst im Zusammenhang mit dem Neubau des Franziskanerkonventbaus dürfte der Turm um 1666/67 überdacht worden sein. Beim Brand des Kosthauses am 5. Januar 1963 wurde dieser Dachstuhl zusammen mit jenem über dem Mitteltrakt ein Raub der Flammen. Anlässlich der Wiederaufbauarbeiten entstand dann das heutige, etwas steilere Kegeldach. Die drei unteren Geschosse des Turms sind älter. Sämtliche heutigen Scharten wirken sekundär ins Mauerwerk eingesetzt. Einziges stilistisches Element bilden die kleinen, unregelmässig geschichteten Bossenquadern aus Tuffstein, die zudem bei der Renovation von 1963/64 teilweise in ihrer Oberfläche beeinträchtigt worden sind. Wir können deshalb vorläufig nur vermuten, dass es sich hier um Bausubstanz aus dem 13. Jahrhundert handelt.

Noch schwieriger erscheint die Datierung des nächstfolgenden Turms in westlicher Richtung. Der im Grundriss hufeisenförmige *Schalenturm am Haus St. Urbangasse 71* ist 1964 in seiner oberen Hälfte rekonstruiert worden. Veduten aus dem 19. Jahrhundert (Abb. 1) zeigen ihn bereits in einem ruinösen, stadtseitig wohl im Zusammenhang mit dem Einzug eines Pultdachs schräg abgebrochenen Zustand. Ein Blendbogenfries in der Art wie am Kosthausturm lässt eine ursprünglich analoge Erscheinungsform der beiden Türme erahnen. Schriftliche Quellen zu diesem Turm fehlen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde er wohl wegen Bauauffälligkeit bis auf halbe Höhe abgebrochen. Er erhielt ein neues Abschlussgeschoss in Riegkonstruktion unter Pultdach aufgesetzt (Abb. 4). Für die Rekonstruktion von 1964 orientierte man sich nicht am Kosthausturm, sondern am einfacher gestalteten Turm am Haus St. Urbangasse 53. So wurde der Bau effektiv um ein

Geschoss zu niedrig aufgeführt (Abb. 5). Zu allem Übel wurden dabei praktisch alle Bossenquadern am alten Turmteil überhauen. Trotz dieser Verfälschung lassen sich die alten Partien des Turms in ihrem Charakter mit den unteren Geschossen am Kosthausturm vergleichen, und es kann eine enge Verwandtschaft vermutet werden. Was die Datierung betrifft, ist wohl auch hier das 13. Jahrhundert anzunehmen (Abb. 6).

Der *Turm am Haus St. Urbangasse 53* wird in den historischen Quellen ein einziges Mal, 1465/66, als «Doern an der Webergassen», und zwar im Zusammenhang mit einer Ziegellieferung, erwähnt. Während längerer Zeit besass er ein feldseitig abfallendes, flach geneigtes Pultdach. In dieser Form erscheint er auf verschiedenen biedermeierlichen Veduten (Abb. 1), und er behielt sie unverändert bis 1975 (Abb. 7). Im Zusammenhang mit dem durchgreifenden Umbau des anstossenden Hauses wagte man 1975/76 eine Rekonstruktion des beschnittenen Zinnenkranzes. Infolge mangelhafter Abklärungen wurden dabei jedoch die Brüstungen um eine Steinlage zu hoch aufgemauert.

Im aufgehenden Mauerwerk können klar drei Bauphasen abgelesen werden (Abb. 8): Die untere Hälfte des Turms ist durch das angebaute Hinterhaus weitgehend verdeckt. Das Mauerwerk aus unregelmässigen Tuffquadern gleicht jenem an den älteren Partien der beiden oben besprochenen Türme. Ungefähr auf der Höhe des dritten Obergeschosses wechselt der Mauercharakter deutlich (Abb. 9). Das Bild wird durch mehrheitlich gebosste Kalksteinquadern mit Hebezaugenlöchern dominiert. Abgesehen von zwei Schiessscharten an den beiden Flanken fehlen stilistische Elemente, die eine konkrete Datierung dieser wohl ersten Aufstockung des Turms zulassen würden. Das vierte Obergeschoss und der Zinnenkranz darüber, mit einem in spätgotischer Manier profilierten Kaffgesims voneinander getrennt, sind das Resultat einer zweiten Aufstockung, die wir ins 16. Jahrhundert datieren möchten. Eindeutige Quellen, die diese Datierung stützen könnten, fehlen jedoch.

Ein «Turm» in der Ostseite

In der Ostflanke der Altstadt steht auf halbem Weg zwischen dem Baseltor und dem Riedholzturm ein namenloser «Turm» (Abb. 10). Bei der genaueren Betrachtung dieses Bauwerks, verbunden mit Abklärungen zu den Besitzverhältnissen, hat sich deutlich herausgestellt, dass wir es hier nicht mit einem Turm, sondern mit einem Maueraufbau (Wachthaus) zu tun haben. Das oberste Geschoss über einer regelmässigen Reihe von Blendbogen über Konsolen besteht zur Hauptsache aus einer massiven Eichenholzkonstruktion. Auf der Feldseite ist sie mit einer gemauerten, ursprünglich bezinnten Schildmauer geschützt. Da die schriftlichen Quellen allein keine eindeutigen Rückschlüsse erlaubten,



Abb. 2: Der Turm am Kosthaus. Die beiden obersten Geschosse wurden um 1443/44 aufgesetzt.

schien uns eine dendrochronologische Untersuchung angezeigt. Wir wissen nun, dass die entsprechenden mächtigen Eichen für die stadtseitige Holzkonstruktion um 1445/50 gefällt worden sind. Das Datum stimmt gut mit Eintragungen in den Seckelmeisterrechnungen in den frühen 1450er Jahren überein, die von aufwendigen Mauererneuerungen in der Nähe des Baseltors berichten.

Im heute stark verbauten Zustand lässt sich die ursprüngliche Erscheinungsform nicht spontan errahnen. Unsere Untersuchungen und die Auswertung von Stadtprospekten aus dem 16. und 17. Jahrhundert erlauben Rückschlüsse, die uns schliesslich doch eine bildliche Vorstellung vermitteln (Abb. 11).

M.H.

Summarischer Quellennachweis:

SMR (Seckelmeisterrechnung) 1443.132–134, 166, SMR 1444.177, SMR 1452.132, SMR 1453.132, SMR 1454.87

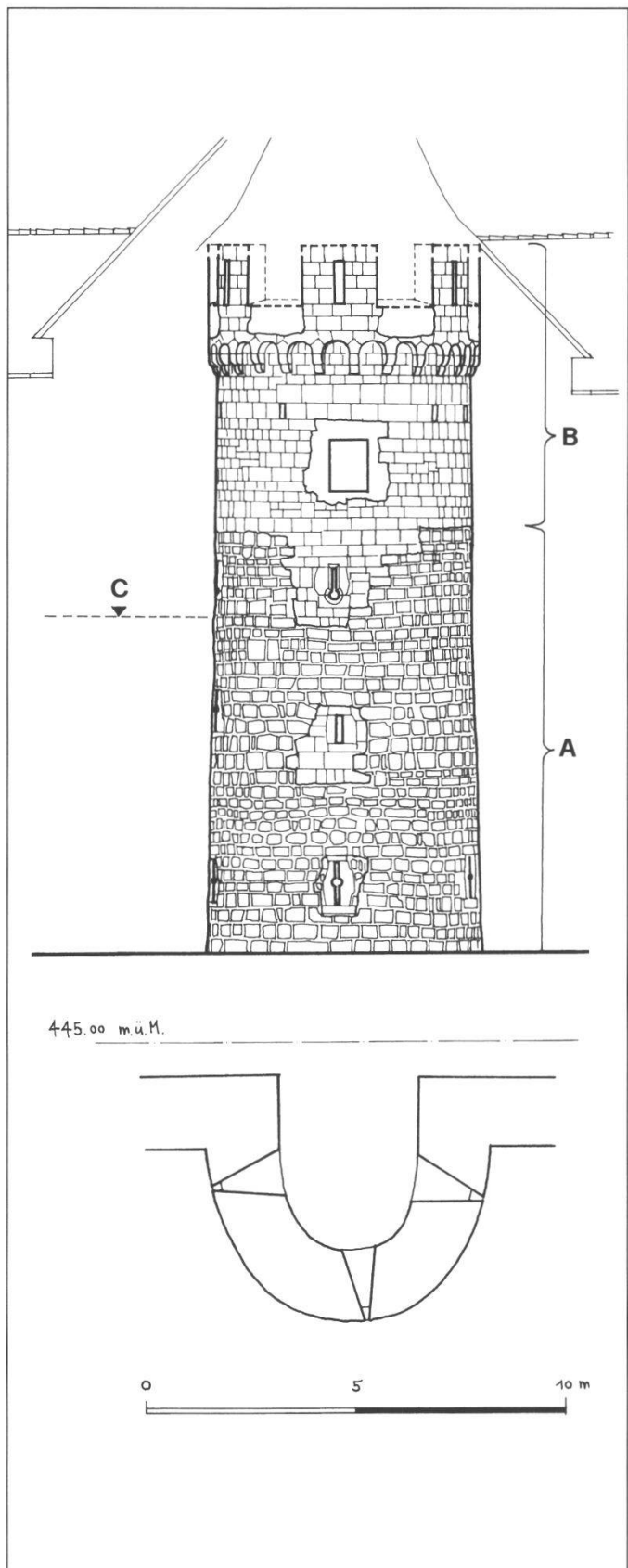


Abb. 3: Bauphasenplan zum Turm am Kosthaus. Ansicht und Grundriss EG. Die ursprüngliche Erscheinungsform des Turms muss man sich ohne Dach und mit offenen Zinnen vorstellen. A = 13./14. Jh., B = Aufstockung 1443/44, C = Brüstungshöhe der älteren Wehrmauer.



Abb. 4: Der Turm am Haus St. Urbangasse 71. Zustand vor der Rekonstruktion von 1964...

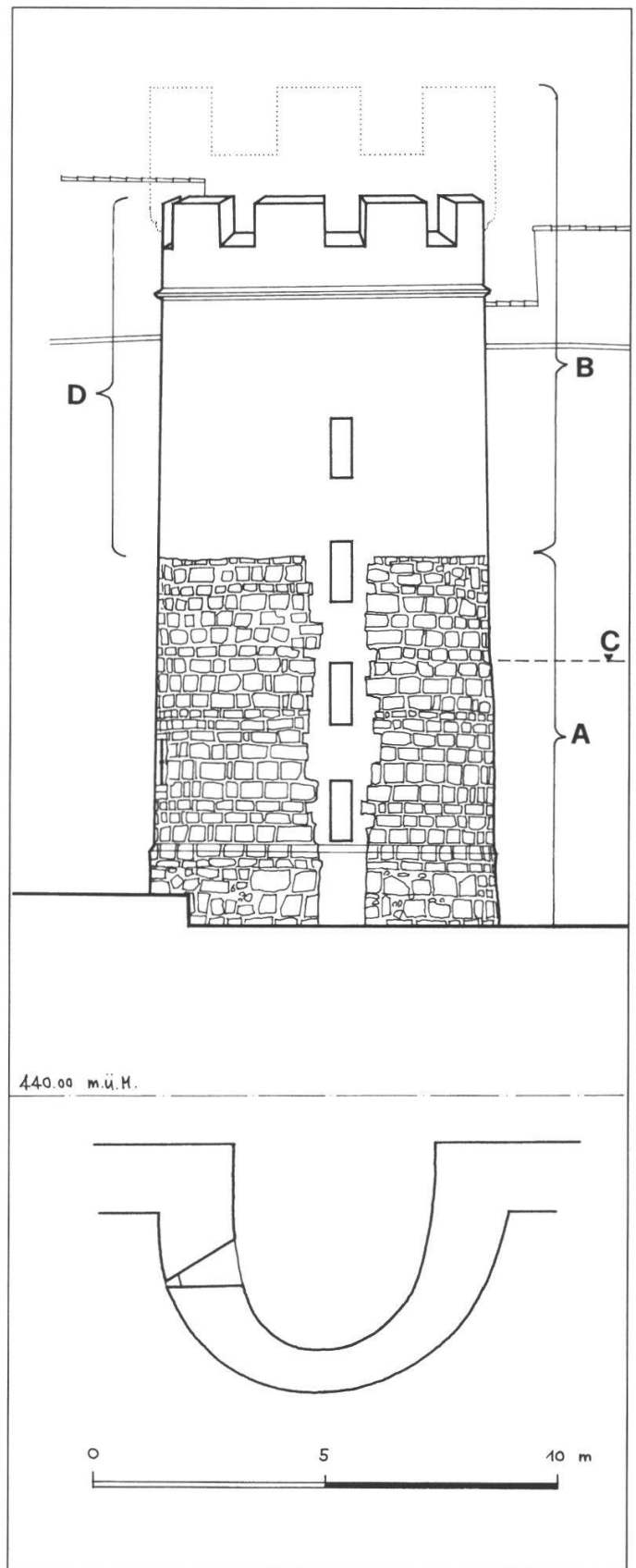


Abb. 6: Bauphasenplan zum Turm am Haus St. Urbangasse 71. Ansicht und Grundriss 1. OG. Der Turm hatte ursprünglich das gleiche Aussehen wie jener am Kosthaus.
A = 13./14. Jh., B = ursprüngliche Turmhöhe, C = Brüstungshöhe der älteren Wehrmauer, D = Rekonstruktion von 1964.



Abb. 5: ...und nachher.

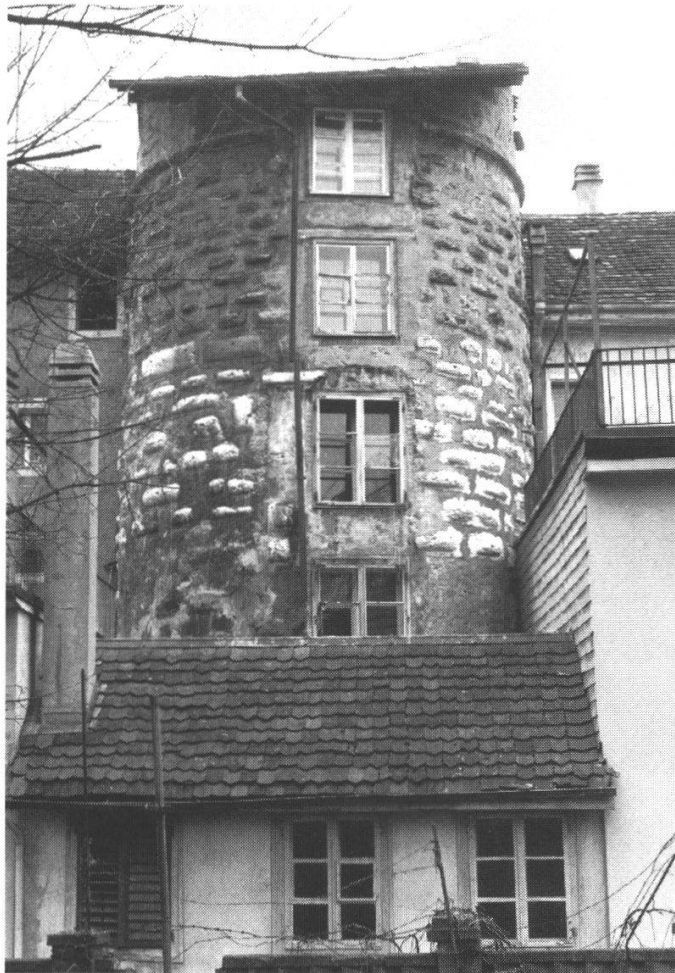


Abb. 7: Der Turm am Haus St. Urbangasse 53, Zustand 1975, vor der Rekonstruktion...



Abb. 8: ...und nach 1975/76.

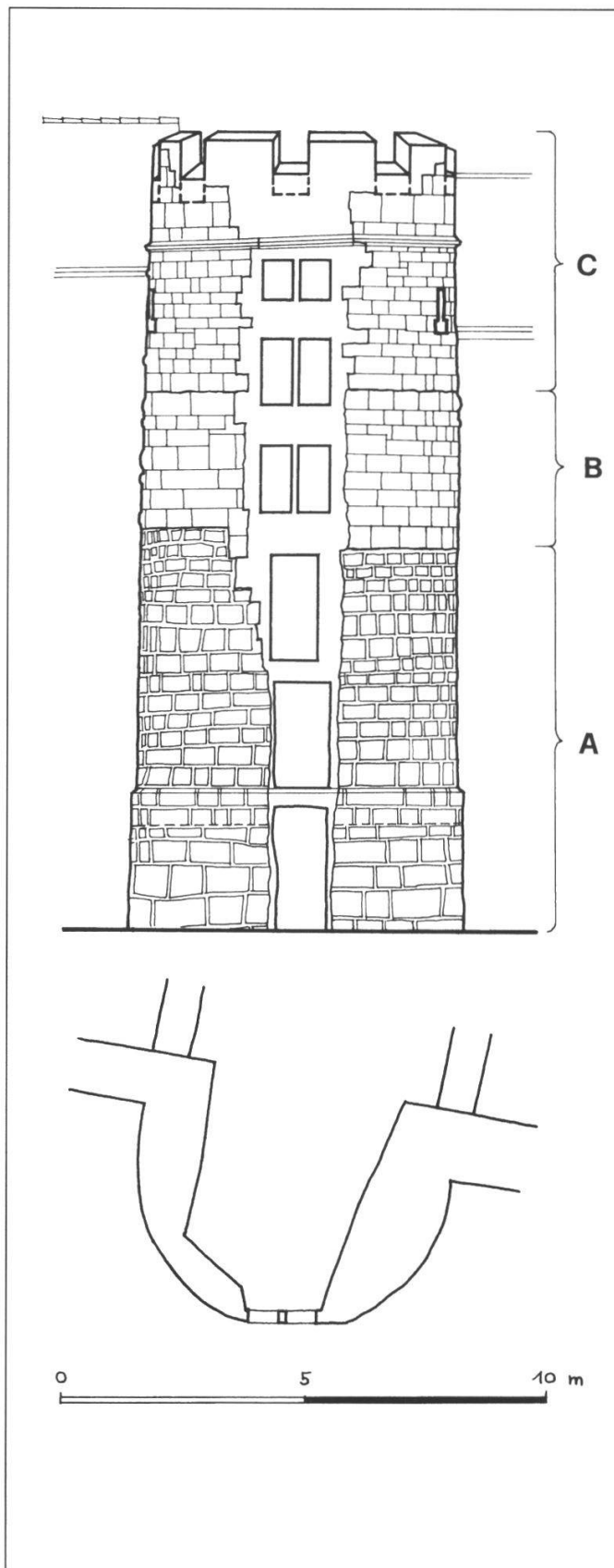


Abb. 9: Bauphasenplan zum Turm am Haus St. Urbangasse 53. Ansicht und Grundriss 2. OG.
A = 13./14. Jh., B = 1. Aufstockung, C = 2. Aufstockung (2. Hälfte 15. Jahrhundert?).



Abb. 10: Solothurn, Ostseite. Links der «Turm» auf halbem Weg zwischen dem Baseltor und dem Riedholzturm (rechts).

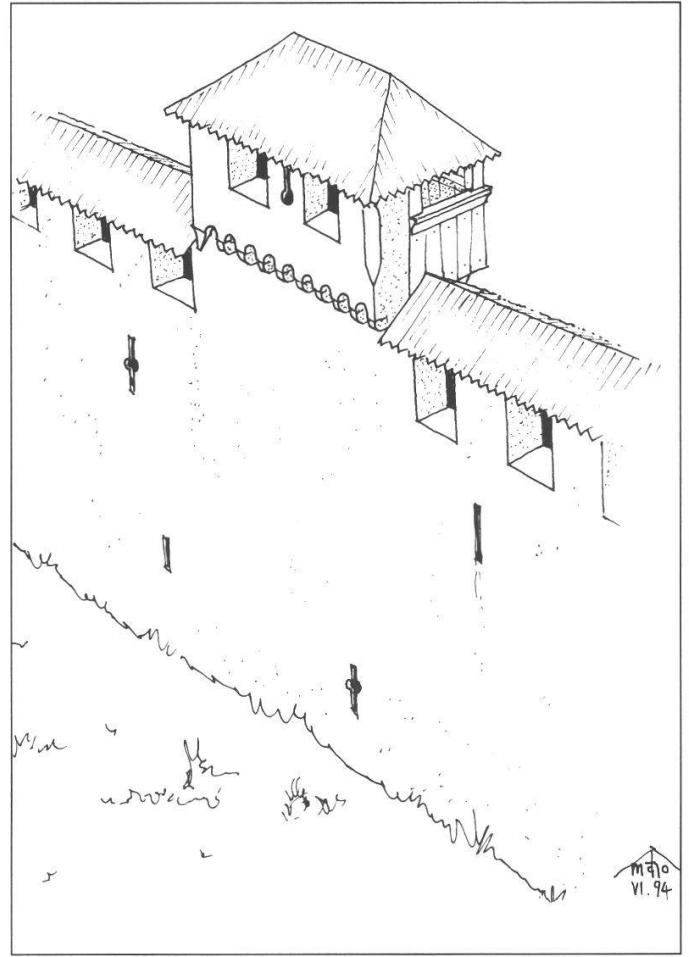


Abb. 11: Die ursprüngliche Erscheinungsform des der Stadtmauer aufgesetzten Wachthauses im 15. Jh. Rekonstruktionsskizze nach Beobachtungen am Bau.

Aetigkofen, Bürgerhaus

Das Bürgerhaus in Aetigkofen ist 1794/95 erbaut worden. Der Name «Bürgerhaus» weist darauf hin, dass das Haus über lange Zeit der Bürgergemeinde gehörte. Es handelt sich um ein spätes Beispiel eines Hochstudhauses, oft auch als «Alemannenhaus» bezeichnet. Die Dachkonstruktion dieser alten Gebäudetypus zeichnet sich durch drei stehende Holzständer, sogenannte Hochstüde, aus, die vom Boden bis zum First in einem Stück durchlaufen. Die Sparren (bei Hochstudhäusern werden sie als Rafen bezeichnet) sind ähnlich einem Zelt fächerartig über den First und die Fussschwelle gelegt. Diese Konstruktion verleiht dem Hochstudhaus sein besonderes Erscheinungsbild mit dem steilen, allseits weit herunterlaufenden Walmdach, das ursprünglich mit Stroh oder Holzschindeln eingedeckt war.

Das ehemalige Bauernhaus war in den letzten Jahren nur noch als Ferienhaus genutzt und kaum mehr unterhalten worden. Die Bürgergemeinde Aetigkofen beabsichtigte daher, das Gebäude zu sanieren und wieder besser zu nutzen. Eine Parallelprojektierung unter vier Architekten ergab ein gestalterisch, denkmalpflegerisch und nutzungsmässig gutes Projekt mit zwei Wohnungen. Die Finanzierung konnte aber leider nicht sichergestellt werden.

Verschiedene Bemühungen führten schliesslich zu einer Lösung im Baurecht, wobei nun durch eine private Bauherrschaft ein abgeändertes Projekt mit nur noch einer Wohnung realisiert werden konnte.

Bei alten Gebäuden kommt es immer wieder vor, dass Wände, Decken und andere Bauteile nicht im rechten Winkel, sondern oft in allen Richtungen schräg zueinander stehen. In eine schräge Wand aber können neue Fenster nicht im Lot montiert werden, da dies beim Rahmen unschöne keilförmige Übergangsstellen ergäbe, was der Harmonie der Gesamtbildes der Fassade sehr abträglich wäre. In ungewohnter, dem Handwerker manchmal etwas «gegen den Strich» gehender Art müssen die Fenster oder andere neue Bauteile daher oft sorgfältig auf die bestehenden Schrägen und Winkel ausgerichtet werden. Beim Bürgerhaus war dies beispielsweise beim südseitigen Fensterband im Erdgeschoss notwendig, wo jedes Fenster in seiner Lage leicht vom danebenliegenden versetzt ist.

Die Belichtungssituation für die Zimmer im Obergeschoss wurde durch einzelne Glasziegelbänder im weit herunterlaufenden Dach verbessert. M.S.

Zimmerarbeiten: A. Mollet, Unterramsern; *Schreinerarbeiten:* H. J. Andres, Aetingen; *Architekt:* H.-R. Kobi, Biezwil



Abb. 1: Gesamtansicht des Hochstudhauses mit dem steilen, weit herunterlaufenden Walmdach.



Abb. 2: Südfassade. Im Vordergrund die neue Glasfront anstelle des ursprünglichen Tennstores.



Abb. 1: Beinwil, Kapelle St. Johannes, Inneres nach der Restaurierung.

Beinwil, St. Johannes-Kapelle: Innenrestaurierung

Die bestehende Johannes-Kapelle in Beinwil liess Abt Esso Glutz im Jahr 1695 – anstelle eines Vorgängerbaus mit einer Gruft für das Begräbnis der Mönche – als Pfarrkirche neu erbauen. Der schlichte Rechteckbau unter einem steilen Satteldach schliesst im Osten in einem dreiseitigen Chor. Das östliche, spitzbogige Fensterpaar besitzt Masswerkfenster aus dem Jahr 1603 (Datierung auf der Südseite), die vom Vorgängerbau stammen dürften. Auf die Entstehungszeit hingegen deuten das barocke Portal und der barock ausgestattete Innenraum hin. Nach dem Brand der Klosterkirche diente die Johannes-Kapelle für kurze Zeit wieder als Pfarrkirche; später wurde sie bloss noch als Abstellkammer benutzt. Nicht zuletzt auf Wunsch der Bevölkerung fand kürzlich eine Innenrestaurierung statt, so dass die Kapelle nun wieder ihrer ursprünglichen Funktion übergeben werden konnte.

Die Arbeiten betrafen vorwiegend die Wände, die Gewölbemalereien, den Altar, den Altartisch und die Altarwand. So wurden die Wände gereinigt, ausgebessert und anschliessend neu gekalkt. Die Kassetten vortäuschenden Malereien an der hölzernen Stichtonne mussten vorerst gesichert werden; anschliessend wurden sie fachgerecht retuschiert, um wieder ein einheitliches Bild zu erhalten. Die bedeu-

tendste Veränderung erfuhr der Altar. Das Retabel mit dem gesprengten Dreiecksgiebel, der Jahrzahl 1607 und den Initialen VW (H. Ulrich Wägmann?) wurde von späteren Übermalungen befreit und die Originalfassung ergänzt bzw. retuschiert. Ebenfalls wurden das Hauptbild des Altars sowie die Predella restauriert. Schliesslich konnten vier noch vorhandene Tafeln wieder an ihren angestammten Platz als Seitenflügel des Altars zurückgebracht werden. So erscheint heute der Altar wieder in seiner ursprünglichen Form: in der Mitte die Madonna mit Halbmond und Strahlenkranz zwischen den beiden Johannes, darunter die Predella mit den Klugen und Törichten Jungfrauen und Christus als Bräutigam. Die Seitenflügel enthalten Szenen aus dem Leben und dem Martyrium des hl. Johannes. Das Antependium des Altartisches wurde mit Brokatstoff neu gestaltet. Neben diesen Hauptarbeiten wurde die Altarwand fixiert und mit Lasuren dem Gewölbefarbtönen angepasst; die Kanzel erfuhr bloss eine Reinigung. Ersetzt werden musste das Holzpodest unter den Bänken; die Bänke selbst blieben erhalten, um der Kapelle den bäuerlichen Charakter zu erhalten. Auf den Einbau einer Heizung wurde verzichtet. Schliesslich wurde das Zeichen des Abtes Esso Glutz über der Eingangstüre aussen gereinigt und nach Befund ergänzt. S.R.

Leitung: Anton & Urs Eggenschwiler, dipl. Arch. ETH/SIA, Büsserach; *Restaurator:* Walter J. Furrer, Brig.



Bibern, Speicher Nr. 24/24a

Der gemauerte Speicher Nr. 24/24a in Bibern mit seinem in spätgotischer Art gefasten Korbbogen-Türportal aus Bucheggberger Nagelfluh geht ins 17. Jahrhundert zurück. Die dendrochronologische Datierung von Holzbalken des Dachstuhls ergab ein Fälldatum im ausgehenden 15. Jahrhundert. Der Dachstuhl ist somit zwischen 1480 und 1500, d.h. vor 500 Jahren erstellt worden. Nach der Legende wird der Speicher als ehemalige «Kapelle» bezeichnet. Ob diese Bezeichnung auf die massive Konstruktion des Speichers Bezug nimmt oder eine Begebenheit hinter diesem Ausdruck steht, ist nicht bekannt. Die massive Konstruktion des Gebäudes ist wohl als Brandschutzmassnahme zu verstehen. Die Speicher waren in früheren Zeiten ja die eigentliche Schatzkammer eines Bauernbetriebes, die vor der grossen Brandgefahr gerade in den Bucheggberger Dörfern mit ihren Holzhäusern und Stroh- oder Holzschindeldächern geschützt werden mussten. Unter dem Ziegeldach des Speichers war daher eine massive Konstruktion mit Eichenbalken und einer schweren Ausfachung mit Tuffsteinen vorhanden, die einen allfälligen Brandüberschlag durch das Dach verhindern sollte. Das ursprünglich steile Satteldach war vor einigen Jahrzehnten durch Kniestockwände verändert worden, so dass das Dach vor der Restaurierung wie «aufgeklappt» wirkte. Das Dach wurde nun wieder auf seinen ursprünglichen

Verlauf zurückgenommen. Der Verputz war in einem schlechten Zustand und wurde in traditioneller Art als Kalkputz mit nur wenig Zement erneuert. M.S.



Günsberg, Speicher Kirchgasse 23

Der 1737 datierte ehemalige Kornspeicher steht in einer Hofstatt westlich der katholischen Kirche. Er wurde in Bohlenständerkonstruktion erstellt und wies besonders in der Nordfassade erhebliche Schäden auf. Auch die Mauern des darunterliegenden Kellers waren schadhaft. Der Speicher wurde fachgerecht restauriert. Die neuen Holzteile sind nur farblos behandelt, damit sich das Holz im Laufe der Zeit wieder natürlich dem bereits abgewitterten alten Holz anpassen kann.

M.S.

Zimmerarbeiten: Schmid+Co., Günsberg.



Hessigkofen, Wohnstock Nr. 40

Bei dem in Riegkonstruktion mit seitlichen Lauben und Berner Ründe erstellten Gebäude handelt es sich um einen typischen Wohnstock des frühen 19. Jahrhunderts. Das wohlproportionierte Gebäude mit seiner klaren Grundstruktur und dem vorgelagerten Garten nimmt im Ortsbild einen wichtigen Stellenwert ein. Das Hochrelief am mittleren Fenstersturz in der Südfassade ist 1826 datiert.

Die Aussenrestaurierung umfasste die Erneuerung der Dachhaut mit naturroten neuen Biberschwanzziegeln sowie die Restaurierung der Fassaden und Lauben. Die Lauben wurden wieder mit Holzschindeln verkleidet.

M.S.

Architekt: Staub + Partner, Solothurn.



Lüterswil, «Bad»

Das ehemalige «Bad» in Lüterswil ist eine bemerkenswerte Baugruppe. Das direkt an der Strasse stehende, herrschaftliche Wirtshaus wurde 1809 von Peter Kämpfer erbaut. Im ausgehenden 19. Jahrhundert kamen die rechtwinklig dazustehende Dépendance, das kleine Stallgebäude und die dazugehörige baumbestandene Gartenwirtschaft auf der Westseite dazu. Etwas entfernt davon an der Strasse nach Balm stand das Badehaus. Seine Hochblüte erlebte das «Bad» um die Jahrhundertwende als über die Landesgrenzen hinaus bekanntes, florierendes «Fressbädli». Hier verbrachten Kurgäste aus nah und fern ihre Sommerferien. Die Gästezahl stieg oft über hundert. Das «Bad» war damals ein gesellschaftlicher, teils auch politischer und kultureller Treffpunkt von nicht geringer Bedeutung.

Der Zahn der Zeit ist nicht spurlos an diesen Gebäulichkeiten vorbeigegangen. Die in einer leichten Holzständerkonstruktion erbaute Dépendance war in einem derart schlechten baulichen Zustand, dass kürzlich aus Sicherheitsgründen der obere Teil abge-

tragen und provisorisch durch ein flachgeneigtes Dach abgedeckt werden musste. Mit einem Gestaltungsplan soll nun die mittel- bis langfristige Wiederherstellung des Gebäudevolumens mit seinem äusseren Erscheinungsbild und die Freihaltung des westseitigen Parkes festgelegt werden.

Beim Kernbau von 1809 wurden schrittweise die Westfassade, das Dach und die Südfassade restauriert. Die Farbigkeit wurde möglichst originalgetreu wiederhergestellt, so dass sich die direkt über der Strasse stehende Giebelfassade wieder sehr schön und herausgeputzt präsentiert. Es ist zu hoffen, dass auch für die Dépendance bald einmal eine definitive Lösung gefunden werden kann.

M.S.

Literatur: «Ein Fressbädli vor 60 Sommern», Erinnerungen von Adolf Saager über das Bad Lüterswil, erschienen 1948 in der Solothurner Zeitung; «Bucheggberg», Bilder und Begegnungen, von Peter Lätt, 1994.

Gestaltungsplan: P. Flury, Solothurn; *Malerarbeiten:* W. Fürst AG, Grenchen.



Matzendorf, kath. Pfarrkirche St. Pankratius

Die Kirche St. Pankratius erhebt sich in prominenter Lage auf einem baumbestandenen Hügel westlich von Matzendorf. Der spätgotische Bau mit eingezogenem, dreiseitig geschlossenem Chor wurde um 1520 an einen älteren, wohl zu einer Vorgängerkirche gehörenden Turm angebaut. 1781 erfuhr das Schiff eine Verlängerung nach Westen mit einem an Solothurner Profanbauten erinnernden Portikus nach einem Entwurf von Paolo Antonio Pisoni. Die Sakristei stammt aus neuerer Zeit.

Aussenrestaurierung

1992/93 fand eine umfassende Aussenrestaurierung der Kirche statt. Dabei wurde im Sockelbereich eine Sickerleitung erstellt sowie das Dach mit einem Unterdach versehen und neu eingedeckt. Der Turm musste vollständig neu verputzt und gestrichen werden. Das Schiff wurde vom ungeeigneten Dispersionsanstrich befreit, der Verputz gereinigt, geflickt und wie der Turm mit einem Kalkanstrich versehen. Dabei zeigte sich, dass der Natursteinsockel zum ori-

ginalen Bestand gehört und nicht später angefügt worden ist. Im Turm wurde der Glockenstuhl saniert und die Uhr revidiert. Diese erhielt auch neue Zifferblätter in gleicher Art und Grösse wie die alten, die auf dem Verputz des Turmes aufgemalt waren.

Umgebungsgestaltung

Gleichzeitig mit der Aussenrestaurierung wurde die Umgebung neu gestaltet. Dabei fanden insbesondere die beiden Friedhofskreuze einen neuen, weniger zufälligen Standort: Dasjenige auf der Südseite wurde in den hofartigen Raum zwischen Turm und Sakristei in die Achse des Friedhofabgangs versetzt, dasjenige auf der Nordseite in die Achse der neu erstellten Reservegrabfelder. Vom Pfarrerggrab an der Ostseite der Kirche blieb die Gedenktafel an der Fassade erhalten; die grabartige Installation am Boden hingegen wurde aufgegeben. S.R.

Beobachtungen am Turm

Im Verlauf der Aussenrenovation wurde der Zementverputz am Turm durch einen Kalkputz ersetzt. Das Mauerwerk wurde dabei nur partiell freigelegt, so

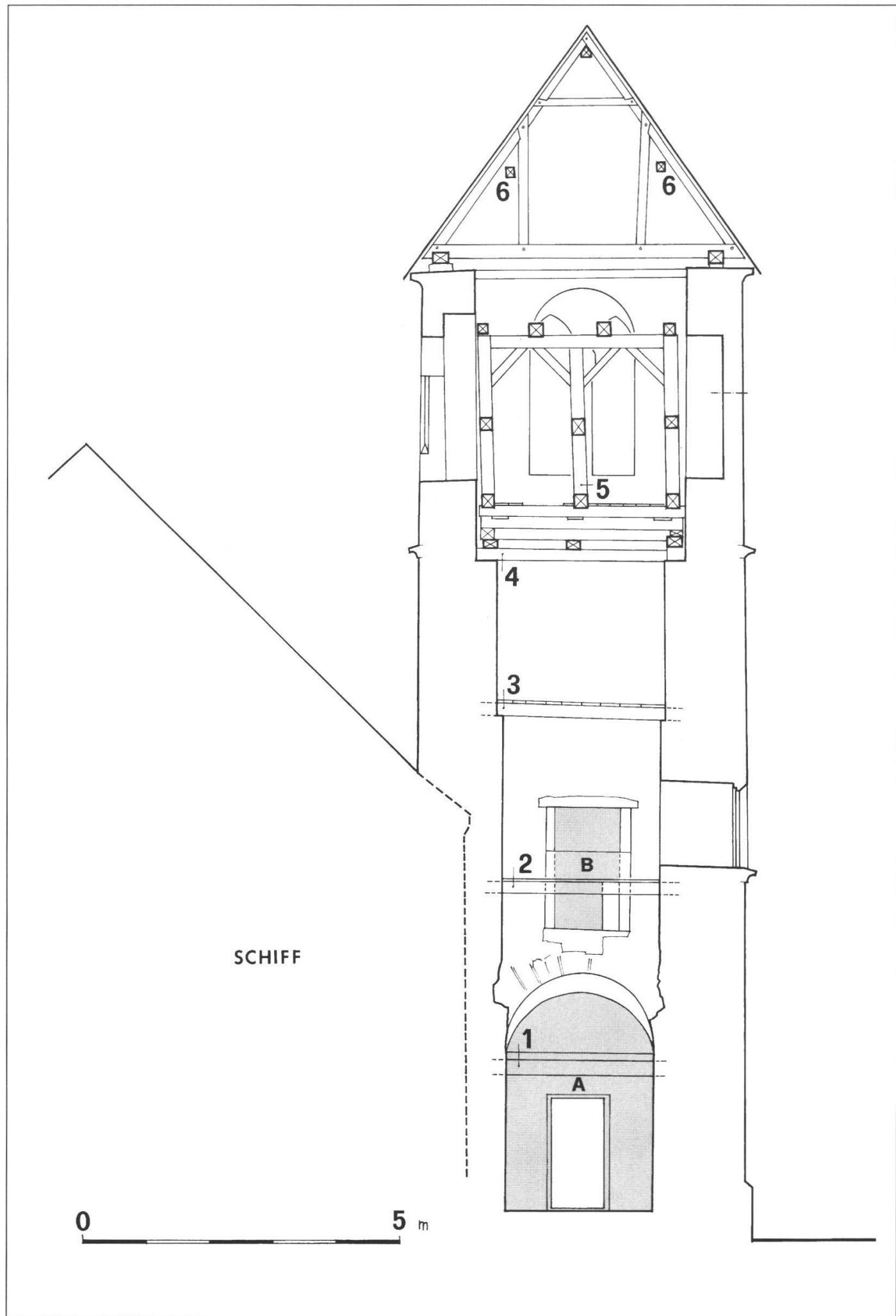


Abb. 2: Querschnitt durch den Turm, Blick nach Osten.

1, 2 jüngere Tannenholz-Balkendecken.

3 Decke über dem ehemaligen ersten Obergeschoss, um 1570 dendrodatiert (Probe SO 375).

4 Decke über dem fensterlosen ehemaligen zweiten Obergeschoss, um 1570 dendrodatiert (Probe SO 376, 377).

5 Glockenstuhl, um 1570 dendrodatiert (Probe SO 378–380).

6 Mittelpfetten eines älteren Dachstuhls.

A ehemaliger Durchgang, bis auf eine kleine Türöffnung zugemauert.

B ehemaliger Hocheingang, bis auf eine kleine Fensteröffnung zugemauert.

dass eine vollständige Fassadenuntersuchung nicht möglich war. Dennoch wurde die Gelegenheit benutzt und der Turm wenigstens in seinem Querschnitt aufgenommen (Abb. 2). Einige Details zur Baugeschichte konnten beobachtet und mit Hilfe von dendrochronologisch bestimmten Holzproben auch datiert werden. Der Turm muss seine heutige Höhe um 1570 erreicht haben. Aus dieser Zeit stammen die Eichenbalken der Decken über dem ersten (heute zweiten) und zweiten (heute dritten) Obergeschoss sowie die Hölzer zum sekundär höher gelegten und mehrfach veränderten Glockenstuhl. Im Erdgeschoss öffneten sich nach Osten und Westen ursprünglich hohe rundbogige Tore. Unter einem dazwischen gespannten Tonnengewölbe konnte man so unter dem Turm hindurchgehen. Über einen Hocheingang auf der Ostseite erreichte man von Aussen her das erste Obergeschoss, das von Süden her mit einem schmalen Schlitzfenster belichtet war. Dieses Geschoss weist eine lichte Höhe von ca. 3,5 m auf. Das niedrigere zweite Obergeschoss mit ca. 2,2 m lichter Höhe ist fensterlos. Erst im dritten Obergeschoss, der Glockenstube, öffnen sich wieder Fenster. Grosse Schallöffnungen in unterschiedlicher Ausführung (Biforen nach Osten und Norden, einfachere Rundbogenfenster nach Westen und Süden) markieren dieses oberste Turmgeschoss. Das steile Satteldach, eine Sparrenkonstruktion, ersetzt einen älteren Dachstuhl, von welchem die Mittelpfetten aus Eichenholz (nicht dendrountersucht) erhalten sind. Im Turm hängen fünf Glocken. Sie sind datiert: 1899, 1842 und 1512. Eine soll aus dem 14. Jahrhundert stammen (G. Loertscher, 1957, Die Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn, Band III, Seite 99 ff). Merkwürdigerweise sind über einen Turmbau oder eine Aufstockung in den 1570er Jahren keine schriftlichen Quellen bekannt. So bleiben denn wichtige Fragen offen wie etwa: – Ist der Turm in den unteren zwei Dritteln seiner Höhe älter als um 1570? – Ist östlich des Turms eine ältere Kirche zu erwarten, war der Turm also Westturm zu einem Vorgängerbau der heutigen Kirche?

M.H.

Architekt: Widmer Wehrle Blaser, Solothurn; *Umgebungsgestaltung:* Weber und Saurer, Landschaftsarchitekten, Solothurn.



Messen, Ofen- und Waschhaus beim Pfarrhaus

Der Pfarrhof von Messen umfasst nebst dem Pfarrhaus, der ausgebauten Pfarrscheune und einem sehr schön gearbeiteten Brunnen ein Ofen- und Waschhaus. Bemerkenswert ist die feine Gestaltung des Nebengebäudes mit dem Mansarddach und der Sandstein-Eckquaderung. Das Ofen- und Waschhaus stammt wohl wie das Pfarrhaus selbst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Vor einigen Jahrzehnten war das Gebäude im Sockelbereich leider mit Zement geflickt worden. Man erhoffte sich damit eine Behebung der Feuchtigkeitsschäden. Die durch den Zement vollständig abgedichtete Mauerwerkoberfläche bewirkte jedoch, dass die weiterhin im Mauerwerk vorhandene Feuchtigkeit weiter aufstieg und im Verputz oberhalb der Zementflicke sowie durch die Fenstergewände und Eckquaderung aus Sandstein austrat. Diese Konzentration der Feuchtigkeit hatte durch Frost und Absandung massive Schäden an diesen relativ weichen Natursteinen zur Folge. Die Bauteile aus Sandstein mussten daher teilweise aufmodelliert und restauriert, im unteren Bereich vollständig ersetzt werden. Der schädliche Zementputz wurde entfernt und durch einen Kalkputz mit nur wenig Zementanteil ersetzt. Das Ofen- und Waschhaus kommt nun als Bijou in der Baugruppe wieder sehr schön zur Geltung. *M.S.*

Messen, Wohnstock Bernweg 9

Der Wohnstock Bernweg 9 stammt aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts und steht am südlichen Dorfeingang von Messen. Die runden Holzsäulen der Lauben verleihen dem Gebäude einen klassizistischen Ausdruck. Dank einer sorgfältigen Planung gelang es, den bisherigen Schopfteil und den Estrich auszubauen, ohne dass der Charakter des Gebäudes dadurch beeinträchtigt wurde. Die neuen Öffnungen sind aussen klar als solche ablesbar *M.S.*

Bauleitung: Architekturbüro H. Iseli, Messen



Abb. 1: Wohnstock vor...



Abb. 2: ...und nach der Restaurierung.



Mümliswil, Wohnhaus Nr. 190

Das 1820 in klassizistischer Art erbaute Wohnhaus ist wohlproportioniert. Die Fassadengliederung mit den fünf Fensterachsen, den Ecklisenen, den Gurtgesimsen und der rückwärtigen Laube verleiht dem Gebäude einen herrschaftlichen Ausdruck.

Um 1960 ist das ehemalige Biberschwanzziegeldach leider durch ein Eternitdach ersetzt worden, wodurch das äussere Erscheinungsbild stark beeinträchtigt wurde. Bei der jetzigen Restaurierung konnte das Dach wieder mit Biberschwanzziegeln eingedeckt werden. Die Fassaden und die Laube wurden ebenfalls restauriert und neu gestrichen.

Das Wohnhaus Nr. 190 kommt nun wieder in seiner ursprünglichen Schönheit zur Geltung. *M.S.*



Abb. 1: Neuendorf, Gasthaus Ochsen.



Abb. 2: Rückseite des Gasthauses mit verglaster Veranda.

Neuendorf, Gasthaus Ochsen: Aussenrestaurierung

Aus den Geschichtsquellen wissen wir, dass Christen von Arb, Untervogt, 1783 um die Geschäftsübernahme des Wirtshauses Ochsen ersuchte und dass 1878 anscheinend grössere Reparaturarbeiten am Haus ausgeführt wurden.

Der Ursprung des Gasthauses ist ohne grössere Bauuntersuchungen nicht auszumachen. In der heutigen Form scheint es aus dem frühen 19. und dem beginnenden 20. Jahrhundert zu stammen, im Kern dürfte es jedoch älter sein. Auf das 19. Jahrhundert weisen die strenge Anordnung der Fensterachsen und die klassizistisch anmutende Portalverdachung hin. Damals wurde anscheinend auch eine neues, 1810 datiertes und mit den Initialen H.R. versehenes Wirtshauschild aus Holz angefertigt, das während der Restaurierungsarbeiten gefunden wurde. Ob die Rinde bereits damals bestand, ist schwer auszumachen. Grössere Umbauarbeiten sind im Jahr 1910 vorgenommen worden. Darauf weist die datierte und mit Ad. Pfluger signierte Eingangstüre hin. Neu gestaltet wurde wohl damals auch die gesamte Rückseite mit der verglasten Laube und dem Gusseisengeländer im Erdgeschoss. Aus dieser Zeit könnten

auch die heutige Rinde an der Hauptfront und das plastische Wirtshauszeichen stammen. Ebenfalls in diese Zeit weist ausserdem der Saalbau hinter dem Gasthaus.

Anlässlich der jüngsten Aussenrestaurierung wurden die Fassade sowie die Rinde und die Dachuntersicht neu gestrichen. Das Wirtshauszeichen erhielt eine neue farbige Fassung. In verdankenswerter Weise und mit grossem Aufwand konnte die verglaste Laube an der Rückseite des Hauses mit der feinen Sprossenteilung und den einstigen Gläsern wiederhergestellt werden. Das Gusseisengeländer wurde ebenfalls geflickt, so dass sich die Rückseite des Hauses gegenüber dem Saalbau heute wieder in ihrer ursprünglichen Form präsentiert. S.R.

Leitung: Th. und U. Pfluger

Literatur: Ursula Flury, Neuendorf im 17. und 18. Jh., nicht publiziert



Niederwil, ehemaliges Bad «zum Rössli»

Das ehemalige Restaurant «Bad zum Rössli» in Niederwil war in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von der Cellulose Attisholz AG aufgekauft und als Restaurant geschlossen worden, um dem Alkoholismus Einhalt zu gebieten. Seither wird es nur noch als Wohnhaus genutzt. Bei der Renovierung um 1950 wurde der ehemalige Haupteingang in der Südfassade geschlossen und die dazugehörige Treppenanlage entfernt, so dass das 1820 datierte und mit den Initialen der Erbauer V.SP und M.VA (Urs Sperisen und Maria Von Arx) geschmückte Türportal heute nur noch als normales Fenstergewände dient.

Die Aussenrestaurierung umfasste das Neuverputzen der Fassade und die Sanierung des Daches. Dabei wurden süd-, west- und ostseitig wieder Biberschwanzziegel verwendet. Bei der Dachuntersicht kam unter einer Verschalung der alte profilierte Gesimsbalken zum Vorschein; er wurde wieder freigelegt.

M.S.



Abb. 1: Inneres nach der Restaurierung.

Oensingen, kath. Pfarrkirche St. Georg: Innenrestaurierung

Die heutige Gestalt der Kirche St. Georg, eine Saalkirche mit Polygonalchor und Eingangsturm, geht wohl auf das Jahr 1644 zurück. Damals wurden der Chor vergrössert und der Turm erhöht. Nach der Aussenrestaurierung im Jahre 1986 konnte nun auch die Innenrestaurierung abgeschlossen werden.

Schwerpunkt dieser jüngsten Massnahmen bildete die Umgestaltung und Anpassung des Chorraumes an die neuen liturgischen Voraussetzungen. Dies bedingte vorab eine Veränderung der Chorstufenanlage, damit Platz für den neuen Zelebrationsaltar geschaffen werden konnte. Einen Wettbewerb für die Chorraumgestaltung konnte der Obwaldner Bildhauer Jo Achermann für sich entscheiden. Er erhielt in der Folge den Auftrag, nicht nur die liturgischen Zeichen zu schaffen, sondern auch die beweglichen Gegenstände wie Kerzenstöcke, Becher für die Andachtskerzen und den Stock für das Ewiglicht zu gestalten. Achermann kontrastierte die vorhandene, vor allem durch die barocken Altäre geprägte Ausstattung mit strengen, asketischen Formen. Er

beschränkte sich auf zwei Materialien: Eichenholz und Eisen. Der Altar, die Sedien, die Unterbauten des Ablagetisches und des Becherkerzenstockes bestehen aus Eichenholz (verleimte Vierkantstäbe), die Kerzenstöcke, die mobilen Sessel, die Liedanzeigetafel und die Abdeckplatten des Ablagetisches und des Leseputles aus Eisen. Im Geiste der traditionellen, immer wieder verwendeten Festfahnen wurden zudem über die vorhandenen Fenster schmale Bänder aus farbigem Antikglas montiert.

Weitere bauliche Massnahmen betrafen die Bänke im Schiff, deren Querschnitte neu bestimmt wurden. Dank einer Verkürzung der Bänke konnten zudem seitliche Gänge geschaffen werden; demzufolge erübrigte sich das Holztäfer entlang der Seitenwände. Verändert wurde auch die Einteilung der Bankreihen. Schliesslich wurde die eine Nische unter der Empore ausgeräumt, in der anderen ein Beichtzimmer eingerichtet und der Taufstein in den Chor versetzt. Der Boden erhielt einen neuen Belag aus Solothurner Kalkstein aus dem Steinbruch von Lommiswil.

Um die Akustik für die neue, von der Firma Goll, Luzern, konzipierte Orgel zu verbessern, wurde die Emporenbrüstung mit Schlitzfenstern versehen. Keine Veränderungen erfuhren die Altäre; sie wurden bloss



Abb. 2: Chorraumgestaltung nach der Restaurierung.

gereinigt und konserviert unter Beibehaltung der jüngsten farbigen Fassung. Die Wandbilder wurden ebenfalls gereinigt und instandgestellt. S.R.

Leitung: Pius Flury, dipl. Architekt ETH/SIA, Solothurn; *Gestaltung des Chorraumes:* Jo Achermann; *eidg. Experte:* Dr. G. Loertscher, Solothurn

Literatur: Fabrizio Brentini, Neue Chorräume in der Schweiz, in: das Münster, Heft 1, 1994



Abb. 1: Barocke Treppe von 1751.



Abb. 2: Obere Terrasse mit Schalenbrunnen.

Oensingen, Neu-Bechburg: äussere Gartenanlage

Als vorläufiger Abschluss der grösseren Restaurierungsarbeiten an der Neu-Bechburg konnte im vergangenen Jahr die Sanierung der äusseren Gartenanlage beendet werden.

Die heutige Anlage im östlichen Vorgelände der Burg entstand in zwei Schritten: Aus der Zeit, als die solothurnischen Landvögte hier residierten, stammt die barocke Treppe, die in einem schwungvollen Bogen vom Zufahrtsweg auf die Terrasse vor dem äusseren Burgtor hinaufführt. Die seitlichen Brüstungen bestehen aus massiven Bruchsteinmauern mit aufgelegten Hausteinquadern mit Handläufen. Die innere Brüstung wird unten von einer doppelten Volute abgestützt, auf der die Jahreszahl 1751 vermerkt ist. Die Treppe, im Zeitalter des Barock oft ein Motiv der repräsentativen Herrschaftsarchitektur, weist deutlich auf das Bestreben der Landvögte hin, der mittelalterlichen Burg das Gepräge eines Schlosses mit einem entsprechenden Zugang zu verleihen.

Nach der Versteigerung im Jahr 1798 gelangte die inzwischen verwahrloste Burg 1835 in den Besitz der Familie Riggenbach, die das Bauwerk um 1880 instandstellen liess. 1866 fertigte der ungarische Architekt Franz Kolbenheyer einen Situationsplan

an, auf dem die Gartenanlage bereits vom Innern der Burg hinaus ins südöstliche Vorgelände erweitert wurde. Ein Jahr später entstand in diesem Bereich denn auch ein Garten in etwas reicherer Form als dies der Plan vorsah. Eine stattliche Mauer, bestehend aus Bossenquadern mit Randschlag, greift in das natürlich gewachsene Gelände ein und bildet eine obere Terrasse, in deren Zentrum sich ein runder Schalenbrunnen befindet. Von dieser Terrasse führt eine zweiläufige, im oberen Lauf gerade, im unteren geschwungene Treppe auf eine weitere Terrasse. Die Brüstungen aus Bossenquadern werden abgestützt von Postamenten, welche aus Tiertatzen bestehen, die in Blattmotive und Voluten übergehen. Am einfachen, runden Postament des Podestes ist die Jahreszahl 1867 eingelassen. Auch die untere Terrasse, die sich weitgehend in das Gelände einfügt, besitzt einen kleinen, hier in die Stützmauer eingelassenen Brunnen, der als Löwenkopf über einer Schale ausgebildet ist. Erschlossen wird der Garten von der Burg aus durch eine 1871 ausgebrochene Oeffnung in der Umfassungsmauer des Zwingers. Von hier aus führt eine Treppe auf die obere Terrasse hinunter.

Hauptbestandteile des Gartens bilden die beiden Terrassen und die sie verbindende, zweiläufige Treppe. Zusammen mit dem manieristisch anmutenden Mauerwerk, den Brunnen und den Tiermotiven erinnert die Gartenanlage an italienische Vorbilder der



Abb. 3: Untere Terrasse mit Stützmauer von 1867.



Abb. 4: Postamente der unteren Treppenanlage.

späten Renaissance, wo solche Motive stark verbreitet waren.

Bei der jüngsten Restaurierung ging es vor allem darum, die teilweise schadhaften Treppenanlagen und Stützmauern sowie den Brunnen auf der oberen Terrasse wieder instandzustellen. Ausserdem wurden die Mauern gereinigt. Abgesehen davon, dass einzelne Teile (vor allem Steinquader und Treppenstufen) ersetzt werden mussten, wurden keine Veränderungen an der historischen Substanz vorgenommen.

S.R.

Leitung: Widmer Wehrle Blaser, Solothurn; *eidg. Experte:* P. Aebi, Bern.

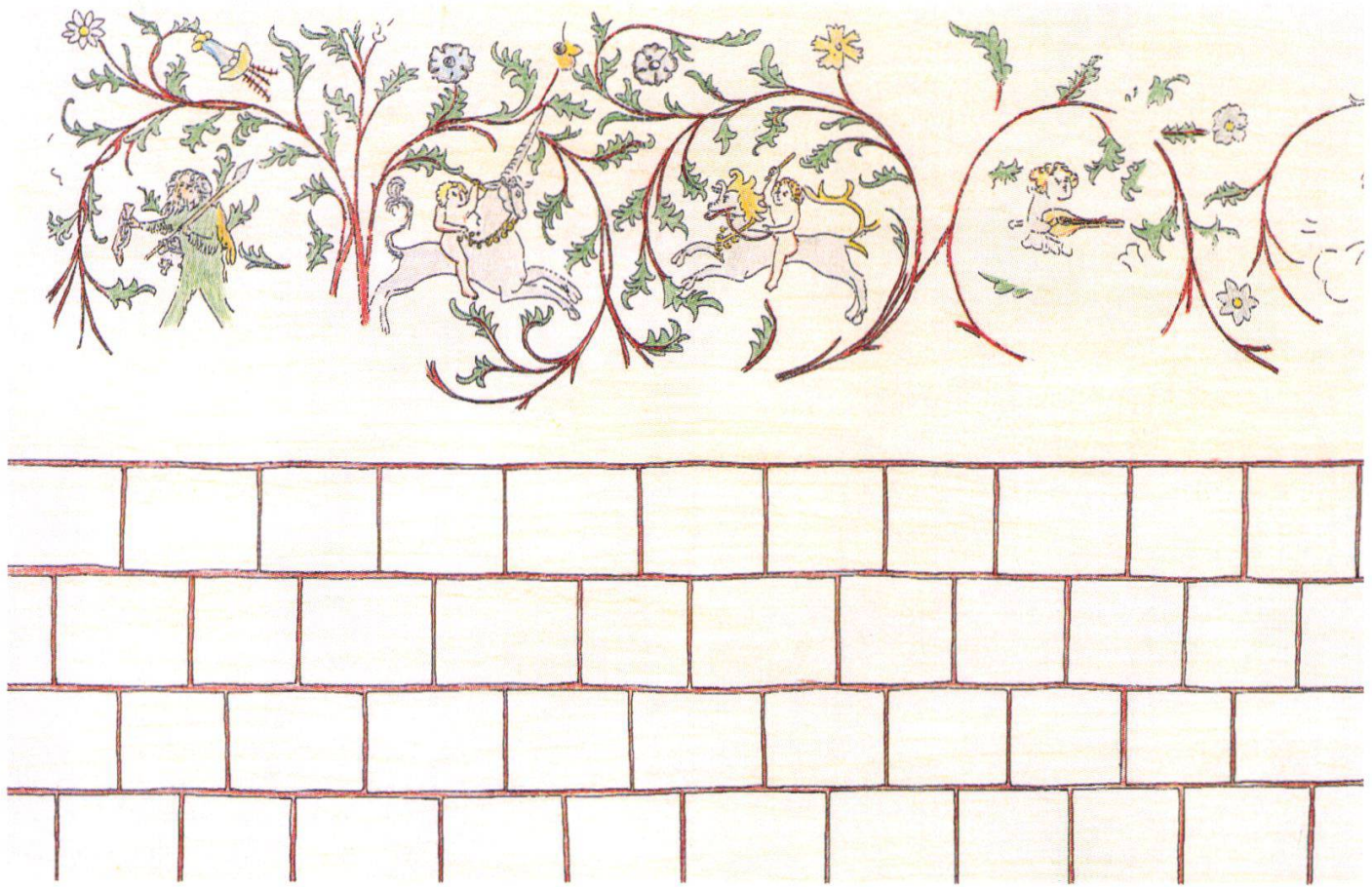


Abb. 1: Wanddekoration an der westlichen Brandmauer im Bereich 1./2. Obergeschoss. Umzeichnung Martin Hüppi, Emmenbrücke LU. Die Malerei stammt, nach Vergleichsbeispielen zu schliessen (Zürich, Kirchgasse 32 und Mühlegasse 12), aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Olten, Hauptgasse 14

Nach einer längeren Projektierungsphase begannen 1993 die Umbauarbeiten in diesem Geschäftshaus (Abb. 2). Auf Initiative des geschichtsinteressierten Besitzers erfolgten zuvor eingehende Sondierungen durch einen Restaurator. Diese konzentrierten sich auf die verschiedenen Verputzschichten an den Wänden. Im zweiten Obergeschoss kamen dabei an der Westwand Dekorationsmalereien zum Vorschein (Abb. 1). Erst zu diesem Zeitpunkt orientierte der beauftragte Restaurator die Denkmalpflege über seine Arbeit.

Bauuntersuchung

Die Dokumentation, die anlässlich der Sondierungen durch den Restaurator entstand, zeigt eine Vielzahl interessanter Einzelbefunde auf, ohne diese jedoch mit der Baugeschichte in einen Zusammenhang zu bringen. So ist die Wanddekoration an der Westwand (Abb. 2) insofern falsch interpretiert worden, als die Bildmotive im kreisförmigen Rankenwerk für die Gestaltung einer Sockelzone gehalten wurden. Bei einem gemeinsamen Augenschein wurde daher vereinbart, weitere Untersuchungen durch den Bauforscher vorzunehmen. Im September 1993 erfolgten in einem ersten vorbereitenden Schritt genaue Querschnittsaufnahmen mit Ansichten an die beiden



Abb. 2: Das Haus Hauptgasse 14 während des Umbaus.



Abb. 3: Brandmauer Ost, 1. Obergeschoss, Mittel-partie. Jede Bauphase hat ihre Spuren hinterlassen. Die Entwirrung derartiger Befunde ist aufwendig, heikel, aber auch lohnend.



Abb. 4: Brandmauer West, 1. Obergeschoss, Partie Nord. Erkennbar ist in der oberen Wandhälfte die Quadermalerei zur spätgotischen Wandmalerei, darunter (über der horizontalen Messschnur) ein Bodennegativ.

Legenden zu Abb. 5

- A Abbruchkrone nach Hausbrand (1411 ?)
- BN Boden-Negativ (Wiederaufbau nach Brand)
- D Dachlinien (1 die älteste, 5 die jüngste)
- DS Dach Stadtbibliothek (1705)
- F Fensteröffnung, zugemauert
- K Kaminzug
- KN Kamin-Negativ
- N Nische, zugemauert
- O Fenster- und Türöffnung, oder Nische, zugemauert
- SN Sparrennegativ
- ST Störung im Mauerwerk, grössere Flickzone
- T Türöffnung, zugemauert
- TG Treppengiebel



Abb. 5: Querschnitt, Blick nach Osten an die Brandmauer mit allen beobachteten bauhistorischen Spuren.

Legende zu den Balkenlagen:

- 1632/33 (Dendro SO 362–364, 366, 367, 369)
- ▨ 1752/53 (Dendro SO 365, 368, 370–374)
- 1964

Legende zu den Farben:

- I mittelalterlicher Kernbau, durch Brand zerstört
- II Hausneubau nach Brand (nach 1411 ?)
- III Hausneubau oder Erweiterung nach der Gasse (spätes 15. Jh. ?)
- IV Hausneubau oder Dachstuhlerneuerung (16. oder 17. Jh. ?)
- V Aufstockung/Umbau (1752/53 ?)
- VI Teilaufstockung/Umbau (1964)



Abb. 6: Ausschnitt aus dem Katasterplan 1:1000. Grau gerastert der durch die Brandmaueruntersuchungen gefasste mittelalterliche Kernbau, der vermutlich dem Stadtbrand von 1411 zum Opfer fiel.

Brandmauern, anschliessend grossflächige weitere Wandsondierungen, die nötige Dokumentation und eine erste Auswertung der Befunde (Abb. 3, 4). Zur Dekoration an der Westwand wurde nun auch die untere Zone der Wanddekoration, eine einfache Quadermalerei, freigelegt. Es zeigte sich deutlich, dass der bisher als Sockelzone interpretierte Teil mit den Bildmotiven tatsächlich den oberen Wandteil bildete. Eine spätere Stockwerksverschiebung hatte dazu geführt, dass die dabei verlegten Deckenbalken mitten in die bemalte Wandfläche, und zwar in ein nur eng ausgebrochenes Auflagerloch hineingeführt wurden. Anhand von Dach- und Bodennegativen und vermauerten Öffnungen in den Brandmauern liessen sich verschiedene Umbauten und Aufstockungen des Hauses ablesen. Wichtige Daten lieferten zudem die dendrochronologisch untersuchten Balkenlagen über dem Erdgeschoss und über dem 1./2. Obergeschoss. Leider konnten diese bisher nicht mit den schriftlichen Quellen korreliert werden. Jedenfalls ergeben sich für die Stadtgeschichte neue Fakten, die entsprechend interpretiert werden müssen. Aufgrund der Untersuchungen vermuten wir, dass das Haus Hauptgasse 14 lange Zeit, möglicherweise bis zum Bau des Stadthauses (heutige Stadtbibliothek) 1705, die nördliche Häuserzeile an der Hauptgasse im Osten abgeschlossen hat.

Hausgeschichte

Wie präsentiert sich nun aber die Baugeschichte in ihren einzelnen Abschnitten (Abb. 5,6)?

Phase I: Die ältesten Mauerpartien in den beiden Brandmauern stammen aus dem Spätmittelalter. Das kleinsteinige, in schönen Lagen geschichtete Mauerwerk zeichnet im Aufriss ein zweigeschossiges Haus mit flach geneigtem, nach Norden abfallendem Pultdach. Im Grundriss belegte das Haus eine Fläche von ungefähr 7,5 x 8,5 Metern. Die Mauern sind stark brandgeschädigt, was möglicherweise auf den urkundlich nachgewiesenen Stadtbrand von 1411 zurückzuführen ist. Originale Fenster- und Türöffnungen sind keine erhalten. Die Südfassade wurde bei einer nachträglichen Erweiterung des Hauses nach der Hauptgasse hin oder später bei der Zusammenlegung der beiden Hausteile vollständig abgebrochen. Von der Nordfassade sind nur über Eck schmale Partien des Mauerwerks erhalten, der Rest ist bei jüngeren Fassadenerneuerungen abgebrochen worden.

Phase II: Nach dem Brand erfolgte ein Wiederaufbau des Hauses. Es entstand eine neue Stockwerkseinteilung und ein zusätzliches Geschoss. Die Decken waren Nord Süd, also von Fassade zu Fassade gespannt, die Wände anfänglich nur roh verputzt, bevor sie in einer zweiten Benützungszeit glatt verputzt und teilweise dekorativ bemalt wurden (Abb. 2). Eine Fenster- oder Türöffnung mündete im

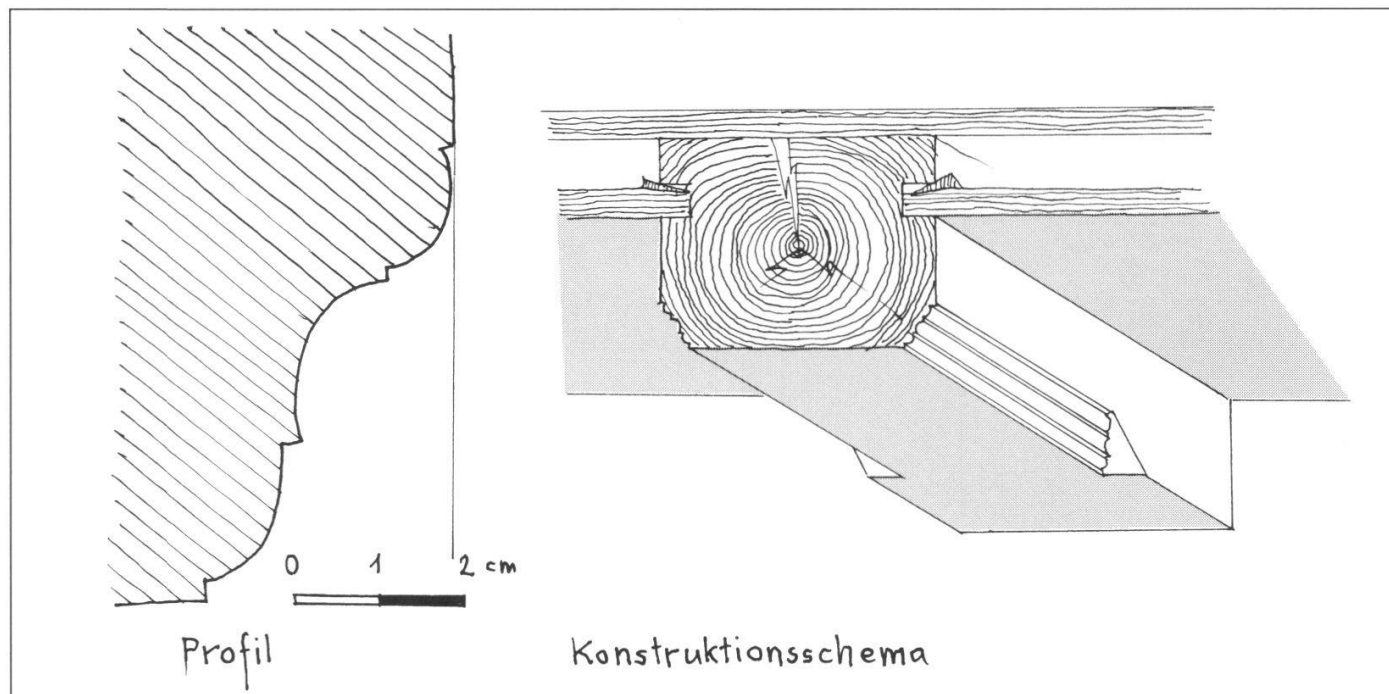


Abb. 7: Profil der Deckenbalken über der Stube im 1. Obergeschoss, 1632/33 dendrodatiert.

zweiten Obergeschoss nach Osten ins Freie. Die inneren Leibungen, der flach gewölbte Sturz und die rohe Schwelle (Tür?) sind gut erhalten, nicht aber das Gewände, das uns stilistische Hinweise für eine Datierung geliefert hätte.

Phase III: Nun wurde eine Erweiterung des Hauses nach Süden bis an die heutige Gassenfront vorgenommen. Der möglicherweise als Holzbau errichtete Südtrakt war mit dem älteren Haus (Nordtrakt) zusammen mit einem gemeinsamen, flach geneigten Satteldach gedeckt, das nach Osten mit einem Treppengiebel abgeschlossen war. Das Haus kann in dieser Zeit durchaus noch zwei verschiedenen Besitzern gehört haben, denn erst die Bauteile der nächsten Phase (IV) rechnen mit einem Abbruch der trennenden Wand (Südfassade Phase I/II).

Phase IV: Vielleicht war es die besitzesmässige Zusammenlegung der beiden Trakte, die 1632/33 einen grösseren Hausneubau veranlasst hat. Die Datierung ergibt sich aus den Dendroproben der Balkendecken über Erdgeschoss und erstem Obergeschoss im Südtrakt (Dendro SO 362–364, 366, 367, 369). In diese Bauphase gehörte auch ein neues Dach, von dem sich jedoch nur die Dachlinien in den beiden Brandmauern fassen liessen. Die Deckenbalken waren im ersten Obergeschoss im Bereich der Stube in einer hiesigen Tradition des 16./17. Jahrhunderts profiliert (Abb. 7), über den übrigen Räumen breit und sauber abgefast.

Phase V: Ein weiterer grösserer Umbau erfolgte um 1752/53 (Dendro SO 365, 368, 370–374). Wieder wurde eine neue Dachkonstruktion errichtet und das Haus um ein Geschoss, das 3. Obergeschoss, erhöht. Gleichzeitig entstanden im älteren Hausteil über dem Erdgeschoss und über dem 1. Obergeschoss sowie über dem gesamten 2. Obergeschoss neue Decken

aus auffallend querformatigen, durchgehend gefasten Balken mit eingeschobenen Blindböden. Die Zimmerwände wurden glatt verputzt, mit einer Gipsglätte versehen und weiss gestrichen. Sie wiesen grau gemalte hüfthohe Sockelzonen auf.

Phase VI: Der Umbau von 1964/65 führte zur Aushöhlung des Innern bis auf die nackten Deckenbalken. Sämtliche Zwischenwände und alle alten Ausstattungsteile sowie die Treppenanlage und der gesamte Dachstuhl wurden entfernt. Nach Norden erfolgte eine Aufstockung der Fassade um ein Geschoss auf die heutige Höhe. Die südliche Dachfläche wurde um etwa einen Meter angehoben. Über dem 3. Obergeschoss wurde eine neue Balkendecke eingebaut. Ein massiver Lift- und Treppenhausteil wurde an der Stelle der alten Treppenanlage in Eisenbeton gegossen.

Phase VII: Der zur Zeit noch laufende jüngste Umbau brachte dem Haus nach vorgängigen archäologischen Grabungen eine zweistöckige Unterkellerung auf der ganzen Grundfläche sowie nochmals eine neue Treppen- und Liftanlage, nun nicht mehr am alten Ort. Sämtliche Deckenbalken wurden ins Blei gerichtet, über dem Erdgeschoss restlos entfernt und der Grundriss völlig neu konzipiert. Wenig erfreulich ist die Tatsache, dass die spätmittelalterliche Wanddekoration (Abb. 2) bei den Umbauarbeiten aus ihrem historischen Kontext herausgerissen, das heisst, von der Wand abgelöst und auf einen neuen Untergrund übertragen worden ist. Mit genügend Einfühlungsvermögen wäre eine sinnvollere Erhaltung am Fundort wohl möglich gewesen. Sinn und Wirksamkeit der Denkmalpflege erscheinen in diesem Licht dem Schreiber sehr fragwürdig.

M.H.





Olten, Wirtshauschild Restaurant «Kreuz»

Olten, Gemälde mit Fähnrich und Pferd im Restaurant «Rathskeller»

Das schwungvolle, kräftig gemalte Bild mit Fähnrich und Pferd war bis vor kurzem im stadtseitigen Eingang des Restaurants «Rathskeller» in Olten auf Leinwand an der Wand angebracht. Wegen der grossen Beschädigungsgefahr ist es nun abgelöst und restauriert worden und hat im neugestalteten Saal im 2. Obergeschoss einen gebührenden Standort gefunden. Das Bild ist wohl im Zusammenhang mit dem historisierenden Umbau von 1905 für diesen Ort gemalt worden, doch konnte das nicht signierte Bild bislang keinem Maler zugeschrieben werden. *M.S.*

Restaurator: B. Maurer, Bern; *Rahmen:* R. Schmid, Olten; *eidg. Experte:* Dr. M. Fröhlich, Bern.

Das aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts stammende, im Empire-Stil geschaffene und reich geschmückte Wirtshauschild des Restaurants «Kreuz» ist eine Zierde in der Hauptgasse von Olten. Die Fassade des ins 15. Jahrhundert zurückgehenden, ehemaligen Schultheissenhauses war wohl in den 1830er Jahren in der heutigen, regelmässig gegliederten Art neu aufgeführt worden.

Das Wirtshauschild war in einem schlechten Zustand und musste restauriert werden. Der Ausleger wurde dabei zerlegt, verrostete Teile ersetzt, sandgestrahlt und spritzverzinkt. Die Vergoldungen wurden wieder mit Goldgrund gefasst. *M.S.*

Schlosserarbeiten: T. Maccaferri, Solothurn, *Malerarbeiten:* Firma Lisibach (J.P. Lisibach und A. Erb), Solothurn.



Abb. 1: Gesamtansicht des Ischenhofes von Süden mit der Kapelle (rechts).

Rüttenen, Ischenhof (ehem. «Glutzenhof»)

Der ehemalige Glutzenhof nordöstlich von Rüttenen ist eines der bedeutenden Solothurner Landhäuser im Nahbereich der Stadt. Die Stukkaturen sind für ein Sommerhaus von einzigartiger Qualität, vergleichbar mit den zeitgleichen Stukkaturen in der Jesuitenkirche Solothurn und der Wallfahrtskirche Oberdorf. Sie gehen auf das Jahr 1678 zurück und wurden wohl im Anschluss oder parallel zu Oberdorf von den gleichen Stukkateuren aus der Wessobrunner Werkstatt Schmutzer erstellt.

Es handelte sich um ein ausserordentlich reich geschaffenes Kulturobjekt. Im Obergeschoss lag ursprünglich ein grosser, reich stukkierter Theatersaal mit einer Bühne und einem doppelten Gewölbe mit einer Oblichtlaterne. Das Gewölbe, das Oblicht und der gartenseitige Quergiebel im Dach sind nicht mehr vorhanden, der Raum durch Zimmer unterteilt. Die ursprüngliche Situation ist noch heute am speziell konstruierten Dachstuhl schön ablesbar. Da der Unterhalt des Gebäudes über Jahrzehnte vernachlässigt worden ist, war das Dach in einem bedenklichen Zustand. Dadurch drohte auch den qualitätvollen Stukkaturen insbesondere in der ostseitig angebauten Kapelle ein rascher Zerfall. In einem ersten Schritt wurden das Dach saniert, die Stukkaturen gesichert und die Kapelle restauriert. Dadurch wird gewährlei-

stet, dass die Bausubstanz dieses Kulturobjektes für die nächsten Jahrzehnte in ihrem Bestand gesichert ist. Weitergehende Massnahmen konnten aus finanziellen Gründen nicht durchgeführt werden. Das Dach wurde wieder mit den alten Biberschwanzziegeln eingedeckt. Das Holzwerk musste dabei zu einem grossen Teil erneuert werden. Der Zustand der Stukkaturen in der Kapelle war teilweise äusserst schlecht. Die ursprüngliche «Armierung» des Gewölbes mit Haselruten war partiell komplett verfault, so dass der Stuck nur noch durch sich selber getragen wurde. In minutiöser Feinarbeit konnten nun die Stukkaturen gesichert und restauriert werden. *M.S.*

Beobachtungen zur Dachform auf der Hauskapelle

Im Verlauf der Dachrenovation war ein Blick in den sonst nicht zugänglichen Dachraum über der Hauskapelle möglich (Abb. 1, 4). Dabei konnten wichtige Beobachtungen dokumentiert werden, die einiges zur Datierung und zur baulichen Erscheinung der Kapelle verraten. Die heutige Dachkonstruktion ist durch Rötelschriften (Zitat) «1820 d. 23. Wintermonath bey Herrn Hauptman Glutz» (Abb. 2) datiert. Das heutige steile Satteldach, das nach Osten schön abgewalmt ist, ersetzt eine ältere zwiebelförmige Konstruktion, die noch in grossen Teilen erhalten ist. Aufgrund der Form muss man annehmen, dass dieses



Abb. 2: Nordfassade mit dem späteren Treppenturm in der Mitte.

ältere Dach aus der Bauzeit der Kapelle, also aus dem späten 17. Jahrhundert stammt. Es war wohl mit Blech oder mit Schindeln beschlagen. Die ältere Konstruktion besteht aus stehenden Tannenbrettern, an die von unten eine Bretterschalung genagelt ist, die ihrerseits den Haselrutenrost zur Aufnahme der Deckenstukkaturen trägt. Die Grundkonstruktion ist oben so exakt formiert, dass nur eine dünne Dachhaut existiert haben kann. Bildlich ist die ältere Dachform nicht überliefert. Die uns bekannte Vedute von Südosten (Abb. 5) ist also nach 1820 entstanden, zeigt sie doch die Kapelle schon mit ihrer heutigen Dachform.
M.H.

Zimmerarbeiten: K. Schmid, Günsberg; *Dachdeckerarbeiten:* H. Brunner, Laupersdorf; *Restaurierung und Sicherung der Stukkaturen:* R. Frigerio, Solothurn; *Bauleitung:* Widmer Wehrle Blaser, Architekten, Solothurn; *eidg. Experte:* Dr. P. Felder, Aarau.



Abb. 3: Reich verziertes Hauptportal in der Südfassade.

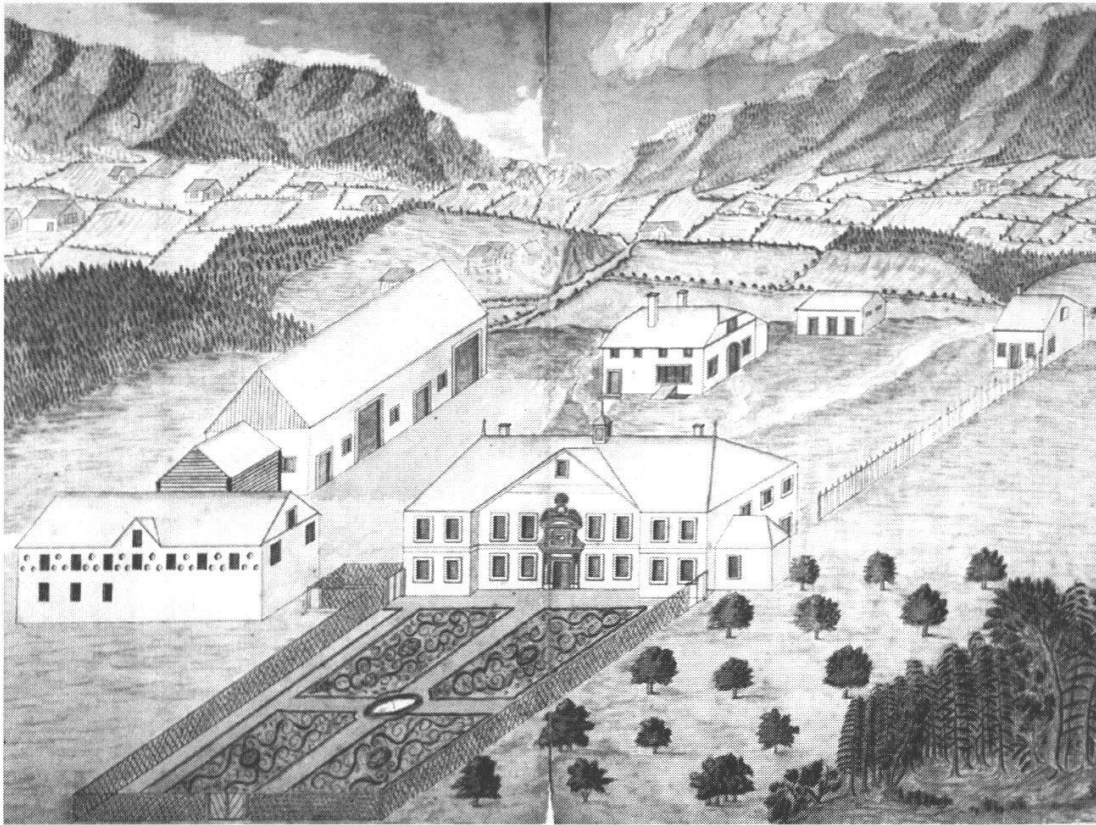


Abb. 4: Vedute aus der Zeit nach 1820 (Zentralbibliothek Solothurn aa 596).



Abb. 5: Ansicht der gewölbten und stukkerten Decke der Hauskapelle.



Abb. 6: Altar.



Abb. 7: Rückwand.



Abb. 8: Detail des Rankenwerks im Gewölbe.



Abb. 9: Kapitell.

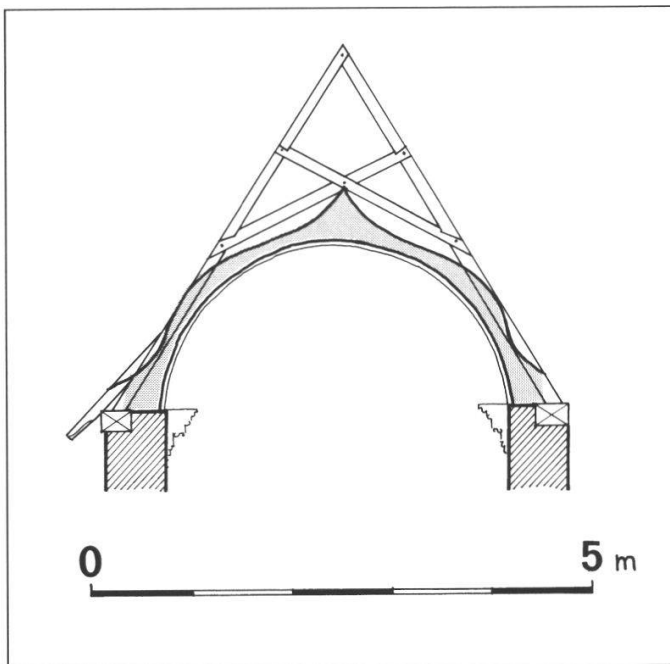


Abb. 10: Dachuntersicht des Hauptdaches mit profilierten Stichbalken.

Abb. 11: Blick in die Dachkonstruktion der Kapelle während der Restaurierung.



Abb. 1: Äusseres nach der Restaurierung.



Schönenwerd, Schlössli im Felsgarten

1864 liess der Gründer der Schuhfabriken in Schönenwerd, Carl Franz Bally, im Park seiner «Villa Felsengarten» einen Gartenpavillon im Stil eines neugotischen Schlösschens errichten. Die Pläne dazu entwarf der aus Karlsruhe stammende, in Basel wohnhafte Architekt Jakob Gottfried Octavian Schönenberger (1828–1897).

Das «Bally-Schlösschen» besteht aus einem einfachen, rechteckigen Baukörper mit einem kleinen Turm an der Südostecke. Seinen achteckigen, verspielten, mittelalterlichen Charakter erhält es vor allem durch das Turmoktogon, den Zinnenkranz und die an englische Vorbilder erinnernden Fenster. Charakteristisch ist auch die Materialvielfalt; neben den traditionellen Natursteinen (Jurakalkstein, oberrheinischer Sandstein) und Backstein wurden auch Materialien wie Zement und insbesondere Gusseisen (u.a. für die Zinnen) verwendet. Das bescheidene Innere, ein rechteckiger Raum mit Holzpilaster und Holzwerk an der Decke, erinnert ebenfalls an die englische Gotik. Im Zuge einer Restaurierung wurde 1892 die ursprüngliche Backsteinfassade verputzt und ein Quadermauerwerk aufgemalt. Im gleichen Jahr entstanden die vier signierten und datierten Glasfenster mit Rittermotiven im Atelier Wehrli in Zürich. Leider ist eines der Fenster nur mehr fragmentarisch erhalten. In den vergangenen Jahren unterzog Bally das Bau-

werk einer eingehenden Restaurierung. Nachdem der Sockel stabilisiert und die Risse geflickt waren, wurde das Äussere in der Gestalt von 1892 mit verputzter und rot gefasster Fassade mit aufgemalter Quaderung sorgfältig restauriert. Aufgrund eingehender Untersuchungen konnte die ursprüngliche Farbigkeit des Innenraums mit einiger Sicherheit rekonstruiert werden. Dabei kamen auch wenige Reste eines Frieses mit einem Vierpassmotiv mit Blättern entsprechend dem Holzwerk zum Vorschein. Trotz der kärglichen Grundlagen entschlossen sich die Bauherrschaft und die Denkmalpflege, diesen Fries zu rekonstruieren. Im weiteren wurde die originale Farbgebung wieder hergestellt.

Die normale Bewitterung und die Einwirkung von Schadstoffen hinterliessen bei den Glasmalereien von 1892 deutliche Spuren. Neben einer Restaurierung drängte sich deshalb eine äussere Schutzverglasung auf. Das gleiche galt für die Butzenscheiben. Im übrigen wurde auch das Gusseisengeländer der Terrasse wiederhergestellt.

S.R.

Leitung: Bally Baubüro, G. Bürgin; *Bauuntersuchung:* Dr. Ch. Heydrich; *eidg. Experte:* P. Aebi, Bern.

Literatur: B. Schubiger, Burgenromantik am Jura-südfuss, in: Jurablätter, 50. Jg., Heft 2/3, Februar/März 1988.



Abb. 2: Glasfenster mit Rittermotiven. Atelier Wehrli, Zürich, 1892.

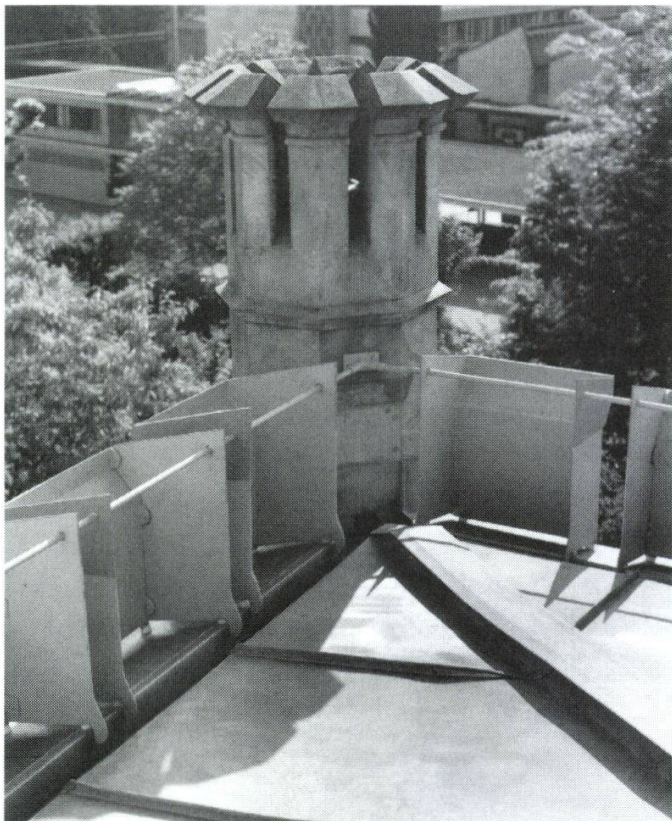


Abb. 3: Ecktürmchen mit Zinnenkranz aus Blech.

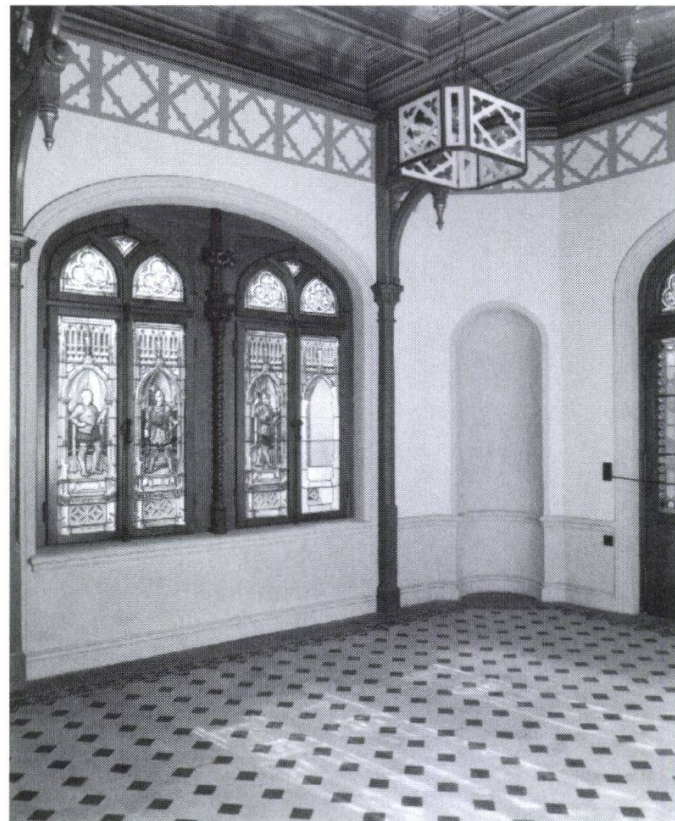


Abb. 4: Inneres nach der Restaurierung.



Abb. 1: Gesamtansicht der Lochmühle am Hammerrain nach der Restaurierung.

Welschenrohr, Lochmühle

Am Hammerrain, der Steilstufe zwischen Herbetswil und Welschenrohr, liegt direkt an der Dünnern die alte Mühle. Durch einen Bergsturz hat hier das Thal bereits in prähistorischer Zeit eine Verengung erfahren.

Geschichte

Wie lange an dieser Stelle bereits eine Mühle besteht, ist nicht genau bekannt. Möglicherweise geht dieser für eine Mühle sehr geeignete Standort ins 16. Jahrhundert zurück. 1706 erhielt Hans Fluri die untere Mühle, die «Lochmühle» zu Lehen, 1709 sein älterer Sohn Andreas. Dessen Sohn Josef verkaufte die Mühle samt Reibi und Stampfi 1756 an Mauriz Kamber von Hägendorf. Während des nächsten Jahrhunderts wechselte die Mühle fünfmal den Besitzer. Um 1836 war Niklaus Küenzli Besitzer der Mühle, 1848 Urs Eggenschwiler. Am 26. Juli 1848 brannten die Mühle und die danebenliegende Reibe ab. Da der Brand wegen Fahrlässigkeit entstanden war, erhielt Eggenschwiler nur die Hälfte der Versicherungssumme von 3900 Franken ausbezahlt. Die Mühle ist daraufhin wohl weitgehend neu aufgebaut und noch bis im 2. Weltkrieg betrieben worden. 1946 verkaufte der letzte Müller, Leo Weber, die Mühle an Hans Weissmüller, der nur noch den Landwirtschaftsbetrieb weiterführte.

Beschreibung

Das um 1850 neu aufgebaute Gebäude liegt unter einem grossen Biberschwanzziegeldach mit kleinen Krüppelwalmen. Die im Bereich des Mahlstuhles 2-geschossige Mahlstube ist im Keller des Bauernhauses eingerichtet. Die drei Mahlgänge liegen nebeneinander und werden über gusseiserne Zahnräder und Transmissionsriemen angetrieben. Die Wasserzuleitung war nicht mehr vorhanden, das Wasserrad in einem äusserst schlechten Zustand. Ein neuer Wasserkanal führt nun wieder Wasser vom Bach über die Wiese oberhalb der Mühle zum erneuerten Wasserrad. Schritt um Schritt sollen nun durch einen Mühleverein die 3 Mahlgänge restauriert und wieder in Betrieb genommen werden. Es besteht auch die Absicht, die Mühle für Besichtigungen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das äussere Erscheinungsbild konnte durch die Fassadenrestaurierung wesentlich aufgewertet werden. M.S.

Bauleitung: J. Roth, Mümliswil.

Literatur: 800 Jahre Welschenrohr, Walter Allemann und Otto Meier, 1979.



Abb. 2: Rückfassade nach der Wiederherstellung des Wasserkanals.



Abb. 3: Nebelstimmung bei der Lochmühle im Oktober 1956.



Abb. 4: Wohntrakt mit Mühlerraum im Kellergeschoss.

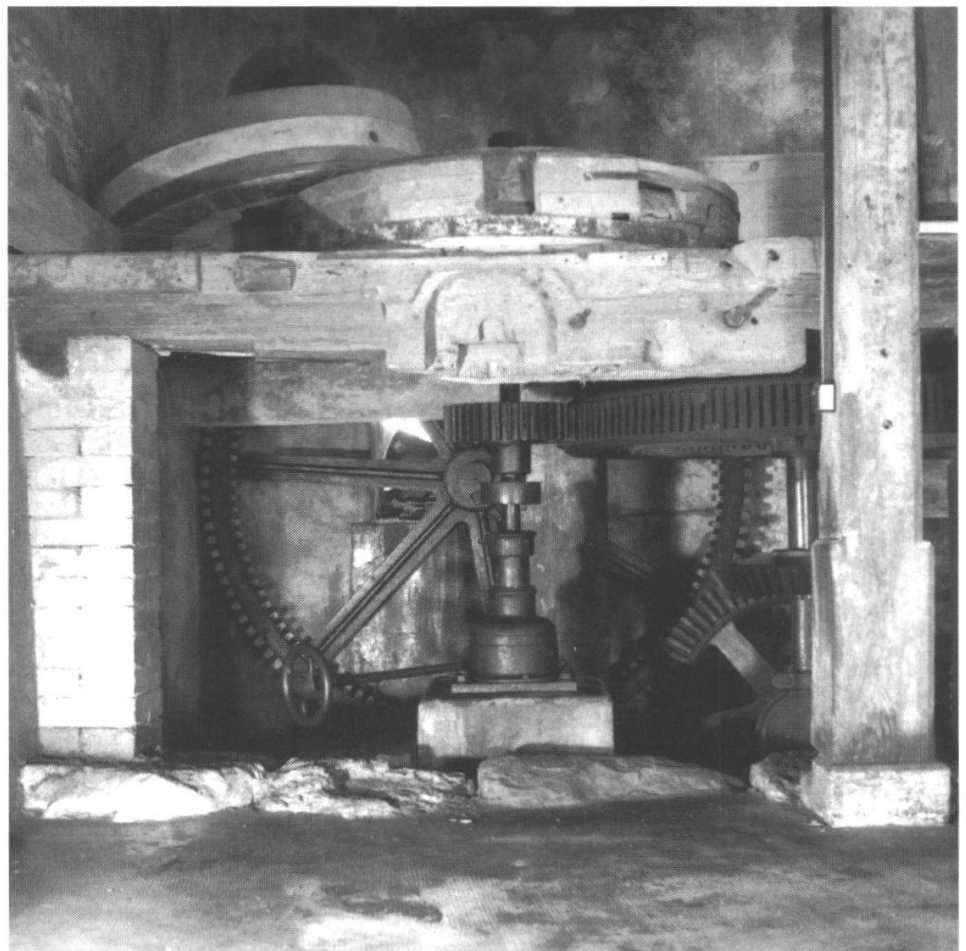


Abb. 5: Ansicht des Mahlstuhls.



Abb. 6: Oberschlächtiges Wasserrad mit Zulaufkanal.



Abb. 7: Mühlraum mit Mahlstuhl.

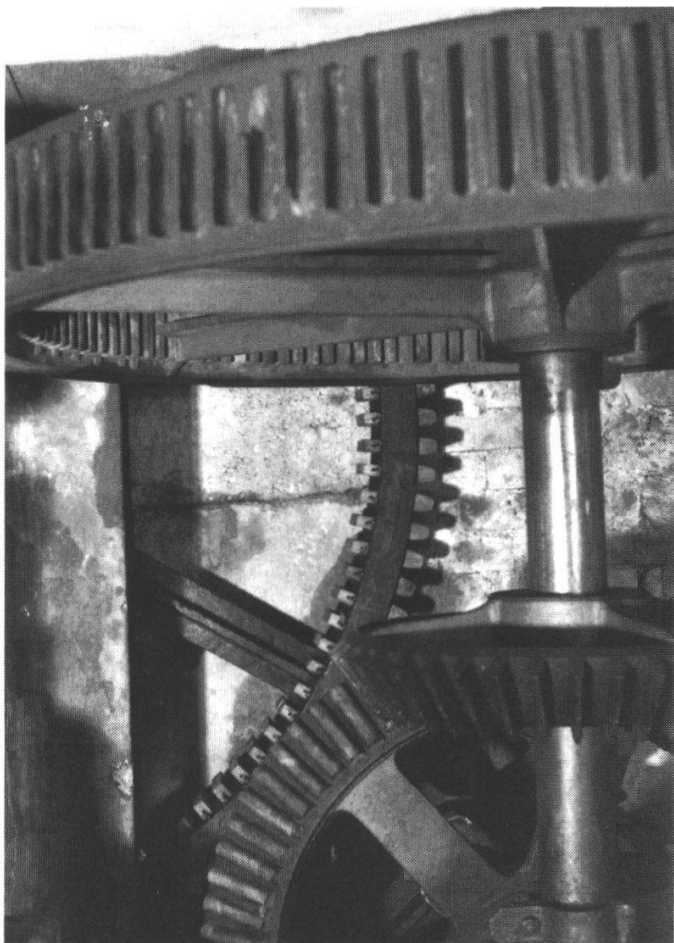


Abb. 8: Räderwerk zur Übersetzung der Wasserkraft auf die einzelnen Mahlgänge.



Abb. 9: Fabrikationsstempel auf dem Läuferstein eines Mahlganges.



Abb. 1: Hofgruppe Emmenholz mit Schlösschen in der Mitte.

Zuchwil, Innenrestaurierung Schlösschen Emmenholz

Das «Untere Emmenholz» liegt in der weiten, fruchtbaren Ebene südlich der Aare zwischen Zuchwil und Luterbach. Die Hofgebäude gruppieren sich um das Plätzchen mit dem grossen Kastanienbaum. Bis ins letzte Jahrhundert war die Emme ein unberechenbares Wildwasser, das sich in mehreren Armen durch den Auenwald im Emmenschachen in die Aare ergoss und immer wieder Schäden anrichtete.

Seit dem Mittelalter bildete das «Emmenholz» eine Zwingherrschaft mit eigenen Rechten, bis es nach dem Einmarsch der Franzosen 1799 zur Gemeinde Zuchwil geschlagen wurde. Das Schlösschen ist Ende des 17. Jahrhunderts von der Familie Sury als Sommerhaus erbaut worden. Erst einige Jahrzehnte später hat das Gebäude durch die beiden spitzen Ecktürme den typischen Charakter eines Solothurner Türmlihauses erhalten. Nachdem 1981 bereits die Fassaden und das Dach saniert worden waren, konnte nun auch das Innere sorgfältig restauriert werden. Der Charakter der Innenräume mit ihren Parkettböden, Wandtäfern und Gipsdecken mit Stuckprofilen wurde sehr schön erhalten und wieder zur Geltung gebracht. Auf jedem Geschoss ist heute eine grosszügige Wohnung eingerichtet. M.S.

Eidg. Experte: Th. Rimli, Aarau.



Abb. 2: Wohnzimmer mit Parkettboden im 1. Obergeschoss.



Abb. 3: Eckzimmer mit Cheminée im Erdgeschoss.

Abbildungsnachweis

Aerokart AG, Au SG und Affolter Iwan, Solothurn: 167 rechts.

Borer, Fotoatelier, Kleinlützel: 196.

Centre suisse de recherche et d'information sur le vitrail, Romont: 181.

Dendrolabor Egger, Boll BE: 165, 170 unten.

Eidg. Archiv für Denkmalpflege, Bern, Sammlung Wehrli: 167 links.

Fluri, Foto-Shop, Solothurn: 209, 210.

Hüppi Martin, Emmenbrücke LU: 213 oben.

Iseli Heinz, Messen: 205 oben.

Kantonale Denkmalpflege, Solothurn. Hochstrasser Markus: 169, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 191, 192, 193, 194, 202, 213 unten, 214, 215, 216, 217, 224; Loertscher Gottlieb, Dr.: 228 unten; Rutishauser Samuel, Dr.: 207; Schmid Markus: 195, 197, 198, 199, 200, 204, 205 unten, 206, 208, 227, 228 oben, 229, 230, 231.

König H., Solothurn: 192 oben links.

Lisibach, Maler, Solothurn: 219.

Loosli Manfred, Küttigkofen: 170 oben.

Maurer Bernhard, Bern: 218.

Stauffer Jürg, Solothurn: 178, 189.

Stouder Alain, Solothurn: 201, 211, 212, 220, 221, 222 unten, 223, 224 oben links, 225, 226, 232.

Waldner Rolf, Zullwil: 166.

Zentralbibliothek Solothurn: 222 oben.

